Sammlung Göschen

Deutsche Redelehre

Von

Prof. Hans Probst

Sammlung Göschen

Unser heutiges Wissen
in kurzen, klaren,
allgemeinverständlichen
Einzeldarstellungen

Jede Nummer in eleg. Leinwandband **80 Pf.**

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig

Zweck und Ziel der „Sammlung Göschen" ist, in Einzeldarstellungen eine klare, leichtverständliche und übersichtliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik zu geben; in engem Rahmen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage und unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung bearbeitet, soll jedes Bändchen zuverlässige Belehrung bieten. Jedes einzelne Gebiet ist in sich geschlossen dargestellt, aber dennoch stehen alle Bändchen in innerem Zusammenhange miteinander, so daß das Ganze, wenn es vollendet vorliegt, eine einheitliche, systematische Darstellung unseres gesamten Wissens bilden dürfte.

Ein ausführliches Verzeichnis der bisher erschienenen Nummern befindet sich am Schluß dieses Bändchens

Sammlung Göschen

LaG. Gr
P9624d

Deutsche Redelehre

von

Hans Probst
Gymnasialprofessor in Bamberg

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Dritte, verbesserte Auflage

567555
4.8.53

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1905

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, von der Verlagshandlung vorbehalten.

Auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel als in der Tonkunst.

Herder, Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Literatur 5

Einleitung.

§ 1. Begriff der Redelehre 7

I. Teil. Die Lehre vom Ausdrucke.

§ 2. Wesen der Mitteilung 8

§ 3. Sprachrichtigkeit 8

A. Die Wahl der Worte.

1. Reine Sprache.

§ 4. Das Fremdwort 9

§ 5. Neugebildete, mundartliche und veraltete Wörter . . 11

2. Deutliche Sprache.

§ 6. Das Besondere und das Allgemeine 13

§ 7. Bestimmtheit 14

3. Anschauliche Sprache.

§ 8. Bezeichnung durch eine wirksamere Teil- oder Nebenvorstellung 15

§ 9. Ähnliches verbunden oder vertauscht 17

§ 10. Entgegengesetztes verbunden oder vertauscht 24

§ 11. Die Übertreibung 27

B. Der Satzbau.

1. Der einfache Satz.

§ 12. Wesen des Satzes 28

§ 13. Grundbau des Haupt- und Nebensatzes 29

§ 14. Freiere Formen 30

§ 15. Einschaltungen 31

§ 16. Unklare Beziehung 32

§ 17. Überfüllung 32

§ 18. Ordnung 34

§ 19. Knappheit 35

§ 20. Wirksame Stellung 38

2. Die Verbindung der Sätze.

§ 21. Die nebenordnende Verbindung 39

Seite
§ 22. Die unterordnende Verbindung 41
§ 23. Reiche Gliederung 44
§ 24. Undeutsches Gefüge 45
§ 25. Durchsichtiger Bau 47

C. Das geschlossene Ganze.
§ 26. Die Abwechslung und die Wiederholung 48
§ 27. Wohllaut und Tonfall 51
§ 28. Schrift und Rede 55
§ 29. Die Stilarten 56

II. Teil. Die Lehre vom Inhalt.
§ 30. Plan 63

A. Der Stoff im allgemeinen.
1. Der Wahrnehmungsstoff.
§ 31. Das Wesen der Wahrnehmung 63
§ 32. Beschreibung und Erzählung 64
§ 33. Sprachliche Darstellung und bildende Kunst 66
§ 34. Vermischung der Beschreibung und der Erzählung . 68
§ 35. Charakterbild 70
§ 36. Schilderung 71
§ 37. Gemeinsame Darstellungsweise 73
2. Der begriffliche Stoff.
§ 38. Begriff, Urteil und Begriffsbestimmung 73
§ 39. Beweisverfahren 76
§ 40. Mischung des Stoffes 80

B. Die Aufgabe.
§ 41. Form und Inhalt des Themas 80

C. Die Sammlung des Stoffes.
§ 42. Voraussetzungen 81
§ 43. Allgemeines Verfahren 83
§ 44. Besondere Vorschriften 84

D. Die Gliederung.
§ 45. Allgemeines 89
§ 46. Das Hauptstück 90
§ 47. Einleitung und Schluß 94
§ 48. Vorbilder für Dispositionen 100

E. Die Ausarbeitung.
§ 49. Niederschrift und Vollendung 102
§ 50. Der Vortrag 106

III. Teil. Muster deutscher Prosa 107

Literatur.

Aristotelis ars rhetorica, ed. Ad. Roemer. Lpz. T.

Rhetores Graeci, rec. L. Spengel. 3 voll. Lpz. T.

Cicero, [ad Herennium]; de oratore; Brutus; orator; de optimo genere oratorum; partitiones oratoriae; topica. Lpz. T.

O. Weißenfels, Ciceros rhetor. Schriften. Auswahl für die Schule, mit Einleitung und Vorbemerkungen. Lpz. T. 1893.

Quintilianus, Institutiones oratoriae. Lpz. T.

Westermann, Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom. 2 Bd. Lpz. 1833—35.

Volkmann, Die Rhetorik der Griechen und Römer in systematischer Übersicht dargestellt. 2. A. Lpz. 1885.

Joh. Matthäus Meyfart, Deutsche Rhetorika. 1634.

Sigm. v. Birken, Deutsche Redebind- und Dichtkunst. Nürnb. 1678.

J. Chr. Gottsched, Ausführliche Redekunst. Hannov. 1728.

J. J. Breitinger, Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse, mit Beispielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Skribenten erläutert. Zürich 1740.

Ernesti, Initia rhetorica. Lpz. 1750 u. ö.

J. Chr. Adelung, Über den deutschen Stil. 2 Bd. Berl. 1789.

Ferd. Becker, Der deutsche Stil. Frankf. 1862, neu bearbeitet v. O. Lyon. (3) Prag 1883.

W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. Herg. von L. Sieber, Halle 1873. 2. A. 1888.

K. A. J. Hoffmann, Rhetorik f. höhere Schulen. 2. Abt. 5. A. Klausthal 1878 u. 1882.

L. Gerlach, Theorie der Rhetorik und Stilistik. Dessau 1883.

Gg. Autenrieth, Beispiele und Regeln zur Rhetorik. 3. A. Lpz. 1898.

O. Lyon, Handb. d. d. Sprache f. höhere Schulen. Lpz. 1890.

Ad. Philippi, Die Kunst der Rede; eine deutsche Rhetorik. Lpz. 1896.

Rud. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht ꝛc. 6. A. L. 1898.

O. Behaghel, Die deutsche Sprache. Lpz. 1886.

Herm. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. A. Halle 1898.

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen. 3., verb. A. Lpz. 1897.

G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. 3. A. Lpz. 1903.
Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 8. A. 1898.
Alb. Heintze, Gut Deutsch. 8., mehrfach ergänzte A. Berlin 1897.
O. Sarrazin, Verdeutschungswörterbuch. 2. A. Berl. 1889.
Tetzner, Deutsches Wörterbuch. Reclam.
Ferd. Detter, Deutsches Wörterbuch. Leipzig. (Samml. Göschen Bd. 64.)
Herm. Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle 1897.
H. Wernecke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes.
Zeitschrift f. d. d. Unterricht. Herausg. v. O. Lyon. Leipzig.
F. Brinkmann, Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen. 1. Bd. Die Tierbilder der Sprache. Bonn 1878.
Jak. Bauer, Das Bild in der Sprache. Ansbach 1879.
P. Groß, Die Tropen und Figuren. Köln 1880.
Alfr. Liese, Philosophie des Metaphorischen. Kiel 1893.
Herm. Schrader, Der Bilderschmuck der d. Sprache. 5. Aufl. Weimar 1896.
Lehmann, Allgemeiner Mechanismus des Periodenbaues. Danzig 1833.
D. Sanders, Satzbau und Wortfolge in der d. Sprache. Berlin 1883.
Herm. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Stuttgart 1892.

L. Cholevius, Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze, in Briefen. 3. A. Leipzig 1874.
Ad. Kutzner, Prakt. Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze. Leipzig 1882.
Ferd. Schultz, Die Grundzüge der Meditation. Dessau 1887.
J. H. Deinhardt, Beiträge zur Dispositionslehre. Berlin 1881.
Th. Gelbe, Die Stilarbeiten. Anleitung in Disposition. Leipzig 1891.
Franz Reck, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen. Rottenburg a. N. 1893.
L. W. Straub, Aufsatz-Entwürfe. 3. A. Leipzig. (Samml. Göschen Bd. 17.)
C. Hilty, Lesen und Reden. 6. und 7. Tausend. Frauenfeld und Leipzig 1899. S. 65 u. ff.: Offene Geheimnisse der Redekunst.
Herm. Wunderlich, Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt. Leipzig 1898.

Einleitung.

§ 1. Begriff der Redelehre.

Reden heißt sprechen mit der Absicht zu belehren, zu ergreifen oder zu überreden. Die Redelehre will zeigen, wie im Hörer diese Wirkung am sichersten hervorgebracht wird; sie hat also den ganzen Aufbau einer geschlossenen sprachlichen Darstellung zu erörtern, das heißt, sie erteilt Ratschläge, wie man einen Stoff gründlich und erschöpfend durchdenkt, gibt Winke, wie man ihn spannend entfaltet, und stellt Regeln auf, wie die einzelnen Gedanken auszudrücken sind, damit sie der Hörer notwendig und leicht versteht. Alles zusammen läßt sich in zwei Hauptstücke fassen, deren eines sich auf die äußere Form der Darstellung bezieht, die **Stilistik** oder Lehre vom Ausdrucke, während das andere den Inhalt behandelt und **Rhetorik** heißen könnte.

Das Wort Stilistik, vom griechischen stilos, der Griffel, bedeutet zunächst die Lehre von der üblichen Art sich schriftlich auszudrücken. Rhetorik, vom griechischen rhetor, der Redner, heißt Redekunst; denn sie wollte ursprünglich nur eine Anweisung zu rednerischen Vorträgen geben. Sie entwickelte sich mit der aufblühenden griechischen Beredsamkeit, erweiterte sich aber allmählich zu einer Theorie der prosaischen Darstellung überhaupt. Aristoteles gab ihr die wissenschaftliche Grundlage, Cicero und Quintilian haben vielgelesene rhetorische Lehrbücher hinterlassen. Da die Rhetorik schon im Altertume auch stilistische Anweisungen gab, so gehen die Begriffe Stilistik und Rhetorik vielfach ineinander über. Das vorliegende Büchlein sieht von diesem herkömmlichen

zweifachen Titel ab. Es nennt sich schlechtweg **Redelehre,** weil es geschriebene und gesprochene Prosa zusammenfaßt; denn auch geschriebene Prosa kann nur dann als gut gelten, wenn sie den Gesetzen guter mündlicher Rede nicht widerspricht.

Erster Teil.

Die Lehre vom Ausdrucke.

§ 2. Wesen der Mitteilung.

Es ist ein wunderbarer Vorgang, der den Klang des gesprochenen Wortes begleitet: eine Vorstellung, die sich im Geiste des Redenden gebildet hat, ersteht ohne weiteres auch im Geiste des Hörers wie mit Zauberschlag. Im täglichen Umgange, bei unwichtigen Anlässen mögen hingeworfene Worte, halbe Andeutungen genügen, eine solche Übertragung herzustellen, und oft genug ist es dem Sprechenden gleichgültig, ob das im andern erweckte Bild genau dem entspricht, das ihm selbst vorschwebte. Gilt es aber im Hörer eine Reihe von Vorstellungen hervorzurufen, die auf sein Wissen, Fühlen oder Wollen eine gewünschte Wirkung voll und sicher erzielen sollen, so muß der Ausdruck *sprachrichtig, deutlich* und *anschaulich* sein.

§ 3. Sprachrichtigkeit.

Eigentlich dürfte die Redelehre die Sprachrichtigkeit als selbstverständlich voraussetzen; doch heben wir kurz einige Fehler hervor, die sich häufig bemerkbar machen.

Einmal sind es *falsche Wortbildungen*, wie Zeichnenstunde statt Zeichenstunde; dann *Verstöße gegen die Formenlehre*: des General, Heimweh nach den schimmernden Fluten des Bodensee, die Kunstliebe Ludwig des Ersten, den Graf Schack, die Vorträge der „Akademische Liedertafel“,

die letzte Nummer des „Korrespondent", die Gedichte von Uhland statt die Gedichte Uhlands oder Uhlands Gedichte; wie mir das Herz überquellt! komme einmal und sehe! der Schnee schmelzte; sie ladeten uns ein; er widerratet es mir; er spottet unserer.

Kasusverwechslung. Ich bin heute im Schoß meiner Familie zurückgekehrt (Heine); er schrieb an Gustav Heine, dem Eigentümer des „Wiener Fremdenblatt"; wegen mir statt des schriftdeutschen meinetwegen.

Verwechslung der Präpositionen. Unter einem Obdache versteht man eine aus Menschenhänden gefertigte Hütte.

Ausdrucksvermengungen. Man sagt: ich denke an dich, ich gedenke deiner, aber nicht: ich gedenke an dich; ich besinne mich auf etwas, ich erinnere mich an etwas, aber nicht: ich erinnere mich auf etwas; eine neue Maschine wird nicht entdeckt, eine Insel wird nicht erfunden.

Undeutsche Wendungen. Eine Krankheit, um derentwillen sich an den Arzt zu wenden sei (Feuchtersleben).

Man hat die Sprache das Kleid der Gedanken genannt und nicht mit Unrecht; denn wer im Sprechen gegen die Gesetze der Sprachlehre verstößt, macht denselben üblen Eindruck, als ginge er in nachlässiger Kleidung unter die Leute; der Hörer empfindet Verdruß.

Die Klarheit der Rede hängt ab von der richtigen Wahl der Worte zur Bezeichnung der Vorstellungen und von der richtigen Fügung der Worte zur Mitteilung der Gedanken.

A. Die Wahl der Worte.

1. Reine Sprache.

§ 4. Das Fremdwort.

Da jedes Wort eine Vorstellung deutlich hervorrufen soll, so sind alle Wörter und Ausdrücke zu meiden, die nicht

allgemein verstanden werden: fremde Wörter, schlechte Neubildungen und Wörter, die aus dem Gebrauche geschwunden sind oder nur in einzelnen Gegenden gebraucht werden.

Das Deutsche hat von jeher viele Wörter von fremden Völkern aufgenommen, zu manchen Zeiten in solcher Menge, daß eine Gegenbewegung entstand, um die Sprache wieder zu reinigen. Auch heutzutage zeigt sich wieder allenthalben eine selbstgefällige Vorliebe für ausländischen Ausdruck. Freilich sind in dem reich entwickelten Leben der Gegenwart, namentlich im Gebiete der Wissenschaft, der Technik und des Verkehrs, Tausende von Ausdrücken meist lateinischen und griechischen Stammes oder französischer und englischer Herkunft unentbehrlich geworden, und die wenigsten werden sich mehr ohne Härte verdeutschen lassen*); aber etwas anderes ist es, für gute deutsche Wörter fremde zu gebrauchen. Ein feines Sprachgefühl, ein guter Geschmack wird sich bestreben, wenigstens jedes unnötige Fremdwort zu vermeiden. Lessing äußert einmal: „Lizenz, Disziplin, Eleganz, Korruption und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist.“ Wie eintönig sind vollends die Zeitwörter auf ieren! „Da haben sie nun observiert, diskutiert, disputiert, kalkuliert, spekuliert, deduziert — und was ist das Ende vom Liede? Daß wir so klug sind wie zuvor.“ (Tieck, Cev.)

Lächerlich wirkt es, wenn man die Fremdwörter ohne Verständnis anwendet (das Haus ist neu renoviert; Saphir: wenn ihr voraus pränumeriert); deshalb bedient sich der komische Stil dieses Fehlers absichtlich, z. B. „Es waren lauter freiwillige Volontärs.“ (Brentano.)

---

*) Sammlung Göschen, Nr. 55: Das Fremdwort im Deutschen von Dr. Rudolf Kleinpaul.

§ 5. Neugebildete, mundartliche und veraltete Wörter.

Dem Streben, Fremdwörter zu meiden, danken wir zahlreiche Neubildungen, wie Sternwarte, Stelldichein, Zerrbild (von Campe), volkstümlich (von Jahn), die sich einbürgerten trotz des Spottes, den man anfänglich darüber ausgoß. Was wir unter europäischem Gleichgewichte verstehen, bezeichnete Wieland noch mit Balance von Europa. Oder wenn Stifter schildert: „der erste Sonnenrand zeigte sich am Erdsaume" — wer möchte in diesem Satze das anschauliche Bild durch das Wort Horizont ersetzt wünschen? Doch sind diejenigen Verdeutschungen und Neubildungen zu verwerfen, die sprachwidrig, unbeholfen oder unverständlich sind: Zeitblick für Minute; Rückwärtserei statt Reaktion (Scherr); die Ingangsetzung, die Inangriffnahme u. a. Der Geschichtschreiber Turmair geht einmal so weit, selbst den Eigennamen Fabius Cunctator zu verdeutschen: der Zauderer Bohnmaier.

Provinzialismen sind Wörter und Wendungen, deren Gebrauch auf einzelne Mundarten oder Bezirke beschränkt ist: man lustig! = nur lustig! Fackel für Ferkel, Bodenbirne, Grundbirne, Erdbirne für Kartoffel oder Erdapfel; wenzeln (in und bei Rothenburg ob der Tauber, seit König Wenzel dort zu Besuch weilte) gleichbedeutend mit faulenzen, blauen Montag machen. Da kam ein Tag im Juli, da gab es ein hildes Arbeiten im Heu am Deich. (Frenssen.)

Ganz ungeeignet sind alle unedlen Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens, wie baff sein = starr sein vor Erstaunen, verrecken, abmurksen, sich kriegen, mampfen = mit vollgestopften Backen essen. Goethes Mutter schreibt frischweg: „Hier war wieder einmal alles in großen Schwulitäten"; wir möchten das aber doch nicht in einer ernstgemeinten Darstellung finden. Goethe beseitigte, als er den Werther umarbeitete, die derben Kraftausdrücke der ersten Ausgabe fast vollständig. Der Zartsinn verleite uns aber nicht, eine kräftige Zeit wegen

ihres derbnatürlichen Tones roh zu nennen. Luther schreibt im Tone seiner Zeit: „Wollen die Alten ja nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren.“ „Mit der Faust muß man solchen Mäulern antworten.“

Auch veraltete Wörter (Archaismen), wie männiglich, anhero, sintemal, itzo, sothaner, sind zu vermeiden; bei andern, wie Ferge, ist Vorsicht zu empfehlen. Gar manches gute, alte Wort sollte man allerdings mit Fug wieder lebendig machen. Bedeutende Schriftsteller haben durch treffende Bezeichnungen, die sie der alten Sprache oder der Mundart entnahmen, die Schriftsprache in dankenswerter Weise bereichert: so Goethe, der die „Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke“ empfahl; Herder, der namentlich auf Luthers Bibelübersetzung hinwies und äußerte: „Wenn es wahr ist, daß die deutsche Sprache seit einigen Jahrhunderten viel von innerer Stärke verloren, und jede Bemühung also gülden sei, die sie zu dieser verlebten Jugendstärke zu verjüngen suchet: wenn es wahr ist, daß allein in alten Schriftstellern diese Ader gediegenen Goldes anzutreffen und zuerst an den bekanntesten Orten aufzuspähen sei: so schlägt bei dem Stil der Bibelübersetzung Luthers die Wünschelrute zuerst. Reichhaltig ist die Ader, dies kann niemand leugnen, wer wahres Deutsch fühlet: not tut uns das Gold aus derselben.“ Unter den Neueren verdanken wir Grimm, Freytag, Scheffel, Rosegger viel wiedergewonnenes Sprachgut aus alten Schriften und aus dem Volksmunde. Wollte man aber daraus gleiches Recht für Unberufene ableiten, so liefe das Hochdeutsche bald Gefahr zu verwildern. Bei einem Werke wie Gotthelfs Uli, worin sich schweizerische Mundart willkürlich mit dem Hochdeutschen vermischt, ist zu berücksichtigen, daß es zunächst nur für Schweizer bestimmt war. „Uli war ganz voll G'wunder, was er im Stübli solle. Jeder wußte von Joggeli ein Müsterli zu erzählen.“

Fassen wir, nachdem wir alles Unzulässige ausgeschieden haben, den eigentlichen Wortschatz selbst näher ins Auge.

2. Deutliche Sprache.

§ 6. Das Besondere und das Allgemeine.

Der Mensch besitzt das Vermögen, die Fülle der Wahrnehmungen, die ihm aus der Beobachtung der Außenwelt und seines eigenen Ichs zuströmen, jederzeit wieder vor seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen. Er lernt durch fortgesetztes Trennen und Verbinden den Wahrnehmungsstoff denkend bearbeiten, er zerlegt das räumlich Wahrgenommene in Teile, z. B. den Körper in Kopf, Rumpf, Glieder, einen zeitlichen Vorgang in Abschnitte (den Tag nach dem Lauf der Sonne in Morgen, Mittag, Abend); wiederkehrende Merkmale löst er von ihren Trägern ab und stellt sie sich als selbständig vor (rot, hart, rund); alles, was gleiche Merkmale aufweist, verbindet er und faßt es zusammen zu einer gemeinsamen Vorstellung, einem Begriffe (Hund, Apfel); die Begriffe können sich wieder, soweit sie gemeinsame Merkmale haben, zu einer weiteren Einheit zusammenschließen: rot, grün, gelb usw. zum Begriffe Farbe; Hund, Rind, Schaf zum Begriffe Haustier oder Säugetier; Apfel, Birne, Zwetschge zum Begriffe Frucht.

Die Aufgabe der Sprache, das Wahrgenommene zu bezeichnen, wird durch die Begriffe, welche unendliche Reihen von Einzelwahrnehmungen in ein Wort zusammenfassen, wesentlich erleichtert; man darf aber nicht vergessen, daß dem Hörer, namentlich dem ungeübten, die höheren, ja zuweilen schon die einfachen Begriffe Schwierigkeiten bieten, wenn sie sich häufen. Vernimmt er das Wort Baum, so denkt er zunächst an einen Baum, etwa an eine Pappel, eine Fichte, einen Apfelbaum, oder an eine Baumgruppe; er

vermag sich keinen Baum an und für sich vorzustellen, der zugleich jeder mögliche Baum ist. Oder wir hören das Wort Farbe; wollten wir dem Begriffe nach Inhalt und Umfang gerecht werden, so müßten wir rasch in einer Reihe alles an uns vorüberziehen lassen, was er in sich begreift: rot, blau, weiß, grün, überhaupt alle Arten von Lichteindrücken.

Zumeist begnügt sich der Hörer mit einem annähernden Versuche, einem oberflächlichen Bilde. Wenn sich gar in einer Gedankenreihe Begriffe höherer Ordnung, abstrakte Begriffe häufen, so erlahmt die Vorstellung im Hörer, und das Gesamtbild bleibt verschwommen. Man denke sich nur einige Zeitlang die Ausdrucksweise folgender Sätze fortgesetzt: „Die gegenwärtige deutsche Bildungsepoche strebt in allen ihren einzelnen Aufgaben durchaus nach spezieller Betätigung und Anwendung der ihr eigenen Ergebnisse.“ „Vor dem Übergange zur völligen Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Daseins macht sich oft eine gewisse Unzuträglichkeit und Unzulänglichkeit desselben bemerkbar.“

§ 7. Bestimmtheit.

Der konkrete Ausdruck ist deshalb immer wirksamer, weil er faßbarer ist. Es wäre töricht, Drehvorrichtung zu sagen, wenn man eine Kurbel meint. Hier paßt Luthers Rat: „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren.“

Aus gleichem Grund meide man den nachlässigen Gebrauch unbestimmter Wörter, wie Sache, Geschichte, Ding. Man trachte nach scharfer Begrenzung der Begriffe! Wer einen Seehafen beschreibt und sagt, er wimmle von Schiffen und Fahrzeugen, drückt sich verschwommen aus; denn die Schiffe sind auch Fahrzeuge. Die Vorstellung, die er mitteilen wollte, wäre erst scharf umgrenzt, wenn es hieße: Schiffe und Boote, oder: Schiffe und kleinere Fahrzeuge.

Es wäre unrichtig, das Wort Figur zu gebrauchen, wenn man einen Würfel meint: denn der Würfel ist ein Körper. Unter Figuren versteht man Dreiecke, Vierecke, Kreise, überhaupt Flächengebilde.

Sorgsam abzuwägen ist insbesondere die Wahl solcher Begriffe, die sich durch feine Unterschiede von anderen *sinnverwandten Ausdrücken* (Synonymen) abgrenzen. Falsch ist nicht gleichbedeutend mit unwahr (ein falscher Satz ist nicht notwendig ein unwahrer Satz); Lüge, Ausrede, Vorwand, Unwahrheit, Ausflucht sind deutlich unterschieden. Meister im treffenden Ausdruck ist Lessing.

Gegen die Vorschrift, daß eine Vorstellung scharf bezeichnet werden soll, verstößt man auch durch den Gebrauch *doppeldeutiger Wörter*: „Die Stimme dieses Fräuleins ist selten schön." „Gegen diese Krankheit kennt man gewisse Mittel." Sind das einige Mittel oder sicherwirkende Mittel?

3. Anschauliche Sprache.

§ 8. Bezeichnung durch eine wirksamere Teil- oder Nebenvorstellung.

Die Worte der alltäglichen Sprache erwecken, da sie uns gewohnheitsmäßig begegnen, eine oberflächlichere Vorstellung als ein ungewohntes Wort; deshalb bedient man sich, wenn man will, daß der Hörer sich etwas ungewöhnlich lebhaft vorstelle, eines ungewohnten Wortes; man biegt von dem üblichen Wege, eine Vorstellung zu erwecken, ein wenig ab. Dieses Ablenken auf einen seltener eingeschlagenen Pfad nannten die Griechen eine Trope (Wendung).

Zunächst bietet sich der *Teilbegriff*. Ein einzelner, sinnfälliger Teil läßt sich lebhafter vorstellen als ein schwer zu überschauendes Ganzes; doch stellt sich das Ganze, die Gattung von selbst im Geiste ein, sobald das Bild eines

wichtigen Teiles erweckt ist. Die Griechen nannten diese Trope Synekdoche, das Mitverstehen, weil mit dem Teil das Ganze verstanden wird. Wo find' ich ein gastliches Dach (= Haus)? Er gründet den eigenen Herd (= Hausstand). Wir greifen zum Schwerte (einzelnes statt der Gattung). Das umgekehrte Verhältnis, das Allgemeine für das Besondere, wird nach dem Vorgange der alten Rhetoriker hier ebenfalls untergebracht: Die Waffe traf gut. Einzahl statt der Mehrzahl: Der Grieche bildete Geist und Körper gleichmäßig aus.

Während die Synekdoche den Gegenstand gewissermaßen nur am Saume festhält, ergreift die Metonymie (Umnennung) statt des eigentlichen Begriffes einen Nebenbegriff, eine wirksame Begleitvorstellung; sie ist eine leichte Verschiebung innerhalb eines einheitlichen Vorstellungsfeldes, d. h. eine Vertauschung solcher Begriffe, die in einem nahen, leicht erkennbaren Zusammenhange stehen, so daß durch die stellvertretende die eigentliche Vorstellung notwendig erweckt wird.

Der Zusammenhang kann in einer örtlichen oder zeitlichen oder ursächlichen Verbindung bestehen. Die Metonymie nennt den Ort statt des darin Lebenden: die Stadt trauert; das ganze Abendland rüstete den Kreuzzug; das junge Deutschland. Man vergleiche damit das Wort Frauenzimmer: „Diesen folgte das übrige Frauenzimmer nach, unter welchen ich die holdselige Eswara erblickte." (Asiatische Banise.) Sie setzt die Zeit statt der darin Lebenden: das Mittelalter kennt kein Sklaverei mehr; ferner den Stoff statt des daraus Bereiteten: der Stahl traf gut. Das Eigentum statt der Person: es hat die Pest den Samt so wenig respektiert als den groben Zwilch (Abraham a Santa Clara); ein Kittel spricht doch immer vertraulicher zu einem Kittel als zu einem verbrämten Talar (Maler Müller); zwei Fiedeln samt Brummbaß schritten dem Zug voraus (Aurbacher).

Bewirkendes statt des Bewirkten: habt ihr Goethe gelesen? = Goethes Werke. Sieh dir einmal meinen Böcklin an, den ich vorgestern gekauft habe! (Heyse.) Eines schönen Abends braust ein Beethoven durch die Fenster hinaus. (Stifter.) Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des Winzers hinunter! (Goethe.) Das Zeichen für das Bezeichnete: bis über die Pyrenäen drang der Halbmond, d. h. die Bekenner des Islams. Der weiße Adler schrie den gallischen Hahn und den britischen Löwen um Hilfe an gegen den schwarzen doppelköpfigen Adler des Nordreiches. (L. Bechstein.) Das Abstraktum für das Konkretum: die Tugend siegt; hilf der Armut = hilf den Armen!

§ 9. Ähnliches verbunden oder vertauscht.

Während Synekdoche und Metonymie sich innerhalb desselben Vorstellungskreises bewegen wie der durch sie ersetzte Begriff, springt die **bildliche Ausdrucksweise** auf ein ganz anderes, oft weit abliegendes Vorstellungsgebiet über. Der Mensch begnügt sich nicht damit, die Dinge, soweit sie durch wesentliche Eigenschaften zusammengehören, in ein Wort zusammenzufassen; auch zwischen solchen Vorstellungen, die nur eine oberflächliche Ähnlichkeit, etwa in Gestalt, Farbe, Bewegung, entdecken lassen, stellt er Verknüpfungen her. Das Bild eines Berges bringt er mit dem Bilde eines ungeheueren Tieres zusammen, darum unterscheidet er den Rücken, das Haupt, die Seiten, den Fuß des Berges; er spricht von den Armen, dem Bette eines Flusses; hell, das heißt hallend, ist ursprünglich nur der Ton, dann auch das Licht; der Verstand erfaßt und begreift einen Gedanken, das Wasser läuft, die Blätter flüstern. So ist der Mensch in seiner Sprache das Maß aller Dinge; der gleiche Sinn, der im Kinde waltet, wenn es ein Holzscheit wie ein lebendiges Wesen behandelt, befähigt den nachdenkenden Geist, neue und tiefe Gedanken

in Worte zu fassen. Wenn er von einem elektrischen Strome, von der Kraft des Magnets, von der Anziehung der Gestirne spricht, so bringt er Vorgänge, die in ihrem Urgrunde ewig geheimnisvoll bleiben, dem Verständnis nahe, indem er sie mit der Bewegung des Flusses, mit der Tätigkeit des Armes vergleicht.

Der größte Teil unseres und jedes Sprachschatzes besteht aus solchen bildlichen Wendungen; nur empfinden wir ihre Bildlichkeit infolge des häufigen Gebrauches selten mehr. Wie mancher sagt: „er hat über die Schnur gehauen", „er hat ihn aufs Korn genommen", ohne sich bewußt zu sein, daß die Bilder auf die Meßschnur des Zimmermanns, auf das Korn am Gewehrlaufe weisen. Doch hängt die Anschaulichkeit und demnach die Schönheit jeder sprachlichen Darstellung wesentlich vom geschickten Gebrauche der Bilder ab.

Keine Sprache bedient sich derselben bildlichen Wendungen wie die andere: der Römer sprach von den Wurzeln des Berges, während wir vom Fuße des Berges reden. So legt jedes Volk, je nach der Art seiner Vergleiche, einen Schatz eigentümlichen Denkens und Fühlens in seiner Sprache nieder. Deshalb kann durch die Übersetzung aus fremden Sprachen das Verständnis für die Eigenart der Muttersprache außerordentlich gefördert werden.

Nach dem Grade der Ausführlichkeit unterscheidet man Vergleich, Bild, Gleichnis und Gleichnisrede. Beginnen wir mit der Vergleichung.

„Das Haar des Greises ist weiß wie Schnee." Die Zusammenstellung des Haares und des Schnees beruht einzig auf dem gemeinsamen Merkmal der weißen Farbe, dem Vergleichspunkte oder tertium comparationis. Nehme ich aber, um vom Haar eines Greises zu sprechen, nicht den eigentlichen Ausdruck Haar, sondern an seiner Stelle das Bild und sage: der Schnee des Alters deckt sein Haupt, so

entsteht eine Vertauschung ähnlicher Vorstellungen, eine Metapher, ein Bild.

Sie kann in einem Hauptwort auftreten, wenn man etwa vom Schiff der Wüste spricht und das Kamel meint, weil es in der Wüste den Verkehr vermittelt wie das Schiff auf dem Meere; oder in einem Eigenschaftswort: süßer Wohllaut; oder in einem Zeitwort: die Zeit fliegt, das heißt, sie vergeht so schnell, wie ein Vogel fliegt.

Schon indem wir erläuternd sagten, sie vergeht, sind wir abermals in einen bildlichen Ausdruck geraten; die Sprache lebt und webt eben im Bilde. Tieck in der Novelle „Die Gemälde" zeichnet einmal launig einen Murrkopf, dessen nüchternes Denken sich gegen die bildliche Sprache auflehnt und doch nicht davon loskommt. „Wenn der Mensch", läßt er ihn sprechen, „nur einen Gegenstand mit dem andern vergleicht, so lügt er schon. ‚Das Morgenrot streut Rosen.' Gibt es etwas Dümmeres? ‚Die Sonne taucht in das Meer.' Fratzen! ‚Der Wein glüht purpurn.' Narrenpossen! ‚Der Morgen erwacht.' Es gibt keinen Morgen; wie kann er schlafen? Es ist ja nichts als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie."

Die Metapher ist also eine abgekürzte Vergleichung. Die unübersehbare Fülle hat man in Gruppen zu ordnen gesucht; danach wird verglichen:

1. Lebloses mit Leblosem: finsterer Unmut; ihr in euren grünen Jahren!

2. Lebendes mit Lebendem: der kleine Sänger, zur Bezeichnung eines Vogels; armer Wurm für ein Kind.

3. Lebendes mit Leblosem: die Perle der Familie; das liederliche Kleeblatt.

4. Lebloses mit Lebendem: der Donner grollt oder brüllt; schreiende Farben; „die Wolken, die der sanfte

Abendwind am Himmel herüberwiegte" (Goethe). „Der See heulte unter des Windes schlagenden Fittichen" (Fouqué).

Die letztere Art der Metapher ist die beliebteste. Sie vermag den vielen abstrakten Begriffen warmes Leben einzuhauchen: sie stellt eine Eigenschaft, eine Handlung, einen Zustand wie ein Wesen redend und handelnd dar, was der Rhetoriker Personifikation nennt. „So flüsterte die Sorge, die sich meistenteils des einen Ohres bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Mut mit weit zuverlässigerer Stimme" (Goethe). „In diesem stillen, reinen Hause drehte nie der Argwohn sein Katzenauge" (J. Paul). Folgender Satz aus Abraham a Santa Clara ist reich an Personifikationen und Vergleichungen: „Sobald es aber anfängt kahl herzugehen, und die Not bei der Tafel sitzt, die Armut das Wams flicket, die Trübsal beim Fenster ausschauet und das Torwartelsamt vertritt, so fliehen die Freunde wie die Schwalben hinweg und zergehen wie das Salz im Wasser und verschwinden wie der Schatten an der Sonnenuhr, wann's Abend ist."

Aus dem Vergleiche entwickelt sich das Gleichnis, wenn der bildliche Teil reicher ausgeführt wird. So weiß Herder den Vergleich: „Die Völkerwanderung kam wie eine Flut über das Römerreich" zu einem farbenreichen Gleichnis zu erweitern: „Wie wenn eine Flut, die Sammlung gewaltiger Bergströme, in einem höheren Tal lange zurückgehalten oder mit schwachen Dämmen hie und dahin geleitet, endlich unaufhaltsam losbricht und die niedrigen Gefilde überströmt; Wellen folgen auf Wellen, Ströme auf Ströme, bis alles ein Meer wird, das, langsam überwältigt, überall Spuren der Verwüstung, zuletzt aber auch blühende Auen nachläßt, die es mit Fruchtbarkeit belebte: so erfolgte, so wirkte die berühmte Wanderung der nordischen Völker in die Provinzen des römischen Reichs."

Die Bilder dürfen nicht zu nahe liegen, sonst wirken sie nicht überraschend; sie dürfen nicht zu ferne liegen, sonst sind sie nicht faßlich. Uns, die wir nicht mehr die Haare pudern, scheint es gesucht zu sagen: „Mitten im Winter, da der rauhe Dezember allen Bäumen die Haar einpulvert." (Abraham a Santa Clara.) Das Bild muß wahr sein. Börne vergleicht den Argwohn mit dem Roste, der das reinste Gold der Tugend verzehrt. Aber Gold wird ja nicht vom Roste verzehrt. Man häufe die Bilder nicht, weil die Sprache alsdann geziert und gekünstelt wird; man hüte sich auch aus dem Bilde zu fallen, das heißt, widersprechende Bilder zu vermengen. (Katachrese.) Man ist mit Geschäften überlastet, von Geschäften überflutet; aber nur in gedankenloser Verkennung der Bildlichkeit wird jemand sagen, die Flut der Geschäfte laste auf ihm. Ähnlich: gegen die Wurzel eines Übels zu Felde ziehen. „Ein Mann, der war spindeldürr wie eine Hopfenstange." (L. Bechstein.) „Die Universitäten sind wie rohe Eier: man darf sie kaum anfassen, sofort stellen sie sich auf die Hinterfüße und wehren sich." (Aus einer Abgeordnetenrede.) „Die reine Seele ahnte nicht den Abgrund, den in der Brust des korsischen Tyrannen Ehrgeiz und Herrschbegier entzündet haben." (Aus einem Roman.)

Die Fähigkeit, zwischen entlegenen Begriffen Ähnlichkeiten zu entdecken, nennt man Witz in der allgemeineren Bedeutung dieses Wortes. „Seine Augen waren trüb wie alte Kirchenfenster." (Aurbacher.) „Manche Leute haben, trotz ihrer gelben Vögel, doch manchmal allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen." (Hebel.) „Jetzt drangen die Glückwünsche von allen Seiten ein, die Böller vor dem Schlosse fingen an zu husten." (Arnim.)

„Gleichnisse sind von großem Werte, sofern sie ein unbekanntes Verhältnis auf ein bekanntes zurückführen", sagt Schopenhauer; und in Wilhelm Meisters Wanderjahren heißt es einmal: „Lassen Sie mich nun zuvörderst gleichnisweise

reden! Bei schwer begreiflichen Dingen tut man wohl, sich auf diese Weise zu helfen."

Wird die zum Vergleich herangezogene Vorstellung allein verwendet, wie bei der Metapher, aber anschaulich ausgeführt und weitergeführt, so entsteht eine Allegorie oder Gleichnisrede. Kant sagt in der Vorrede zur allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels: „Ich habe auf eine geringe Vermutung eine gefährliche Reise gewagt und erblicke schon die Vorgebirge neuer Länder. Diejenigen, welche die Herzhaftigkeit haben, die Untersuchung fortzuführen, werden sie betreten und das Vergnügen haben, selbige mit ihrem Namen zu bezeichnen." Die Worte für sich sprechen von einer Entdeckungsfahrt; gemeint aber ist Kants Versuch, die Entstehung unseres Planetensystems zu erklären. Jakob Grimm schrieb, als er seine Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte herausgab: „Wird der schmale und gewundene Steig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille Plätze führt und an steile Abhänge, von welchen herunter unerwartete Aussicht ist, der Nachfolge wert erachtet, so will ich keine Tritte sparen, um ihn zugänglicher zu machen."

Gerne bedient sich das Volk allegorischer Ausdrucksweise, die denn auch den größten Teil unseres Sprichwörterschatzes ausmacht; z. B.: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; das Hemd ist mir näher als der Rock; eine Schlange am Busen nähren. „Also muß ein Fürst die Bösen strafen, daß er nicht einen Löffel aufheb und zertret ein Schüssel", d. h., er muß gar „klug und weise sein, auf daß er ohne der andern Verderben strafe." (Luther.) „Das Schwert ist euch auf dem Halse; noch meint ihr, ihr sitzt noch so fest im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben." (Luther.)

Die Grenze zwischen Metapher und Allegorie ist nicht immer genau zu bestimmen, ebensowenig zwischen Vergleich und Gleichnis.

Metonymie und Synekdoche finden weit weniger Verwendung als die Metapher. Alle drei Ausdrucksweisen geben der Einbildungskraft statt eines Bildes deren zwei; sie wirken also reicher und veranlassen den Hörer, die Beziehung aufzufinden. Er wird dadurch zu erhöhter Tätigkeit herangezogen und zu lebhafterer Erzeugung der Vorstellung angeregt als durch den gewohnheitsmäßig gebrauchten Begriff der alltäglichen Sprache. Ist aber die Trope schon wieder alltäglich geworden, so erfüllt sie den Zweck nicht mehr und ist mit Vorsicht zu gebrauchen. Zu diesen abgedroschenen Tropen gehört der rote Faden, die Schlange am Busen usw.

Nicht selten verbinden sich die besprochenen Formen; z. B. „ihr vergeudet den sauren Schweiß eures Vaters!" Schweiß ist hier metonymisch, denn er bedeutet das mit Schweiß Verdiente; sauer ist metaphorisch, da es auf einer Vergleichung beruht. „Es ward ihm sauer genug, die hungrigen Schnäbel um seinen Tisch her satt zu machen." Schnabel ist hier zugleich Metapher und Synekdoche. Ebenso Hasenfuß in der Bedeutung „furchtsamer Mensch".

Metaphern und Metonymien, die auf bekannte Namen und Ereignisse der Sage, Geschichte und Dichtung anspielen, werden wieder in eine eigene Gruppe unter dem Namen Anspielung oder Allusion vereinigt. Eine Sisyphusarbeit, d. h., eine Arbeit wie die des Sisyphus, ist eine Metapher; ebenso: er zog sich auf sein Tuskulum zurück; ich habe den Rubikon überschritten; wir litten Tantalusqualen. Metonymisch ist die Allusion, wenn statt des Wortes Wein der Name seines göttlichen Gebers steht; z. B. Bacchus hatte ihn wieder einmal beseligt.

Oft genug bleibt die Allusion als Tropus der Belesenheit und Gelehrsamkeit dem ungelehrten Hörer unverständlich. Z. B. „Offenbar ist doch dieses das große Ziel alles Fleißes, der auf die Bildung der Erde verwendet wird, daß die

Herrschaft der Naturkräfte über den Menschen vernichtet werde und alle Furcht vor ihnen aufhöre. Und in der Tat ist schon bewundernswürdig viel hierin geschehen. Zeus' Blitze schrecken nicht mehr, seitdem uns Hephaistos einen Schild dagegen verfertigt hat; Hestia schützt, was sie dem Poseidon abgewann, auch gegen die zornigsten Schläge seines Tridents, und die Söhne des Ares vereinigen sich mit denen des Asklepios, um die schnelltötenden Pfeile Apollons von uns abzuwehren." (Schleiermacher.)

Ebenso häufig wie den schwerverständlichen begegnet man plumpen und falschen Allusionen, z. B. „sein Magen war seine Achillesferse".

Wir widmeten den bisher aufgezählten Ausdrucksweisen einen verhältnismäßig großen Raum, nicht etwa damit der Leser lernt, zum Schmuck seiner Prosa Tropen auszuklügeln — nichts ist schlimmer als das! —, sondern damit er die herkömmlichen Einteilungen und Benennungen versteht und gute Tropen von falschen und gesuchten scheiden kann.

§ 10. Entgegengesetztes verbunden oder vertauscht.

Wichtig für die Wahl des treffenden und lebendigen Ausdruckes ist der Gegensatz, da die Einbildungskraft, durch die Zusammenstellung zweier Gegenstände zum Vergleichen angeregt, leichter die wichtigsten Merkmale herausfindet, als wenn sie nur den einzelnen Gegenstand vor sich hätte. Der Gegensatz beruht also im Grunde auf einer Vergleichung zweier Gegenstände, gibt aber nicht an, daß sich ein Merkmal des einen Gegenstandes auch am andern findet, sondern daß es sich am andern nicht findet; er drückt demnach einen Unterschied aus. Doch verlangt der Unterschied ebenso wie die Ähnlichkeit einen einheitlichen Vergleichspunkt. Stellen wir Gold und Kupfer zusammen und vergleichen an beiden Metallen die Rückstrahlung des Lichtes, so finden wir das gleiche Merk-

mal vertreten: den Glanz. Nehmen wir zum Vergleichspunkte die Farbe, so finden wir, das Gold ist gelb, das Kupfer ist nicht gelb; oder das Gold ist gelb, das Kupfer ist rotbraun. Ein Gegensatz fände nicht statt, wenn es hieße: das Gold ist gelb, das Kupfer oxydiert; denn das Merkmal des Oxydierens bezieht sich nicht auf den Vergleichspunkt Farbe, sondern auf das Verhalten des Metalles gegenüber dem Sauerstoff seiner Umgebung. Zwischen ähnlichen Dingen rasch und leicht Unterschiede zu entdecken zeugt von Scharfsinn.

Den Einfluß des Gegensatzes auf die Wortstellung wird die Satzlehre behandeln; hier beschäftigt uns die enge Verbindung der Gegensätze, wodurch ein Begriff wirkungsvoll hervorgehoben wird (Oxymoron, Paradoxon), und die Vertauschung der Gegensätze (Ironie, Litotes).

Die unmittelbare Verbindung zweier Gegensätze (Oxymoron; von oxys gescheit, moros dumm) überrascht die Hörer und reizt die Vorstellung ganz ungewöhnlich. Beispiele: das glänzende Elend; der glückliche Unglückliche (Goethe, Werther); beredtes Schweigen; ein jammervolles Glück. In einem geschäftigen Müßiggang untergehen. (Tieck.) Wieland nannte Goethes Götz von Berlichingen ein schönes Ungeheuer. Friedrich v. Raumer über Jakob I.: „Schmeichler nannten ihn den Salomon seiner Zeit, während andere schärfer und richtiger bemerkten: sein Geist sei ein Magazin für bedeutungslose Kleinigkeiten und er der weiseste Tor der Christenheit."

Das Paradoxon (das Unerwartete) überrascht gleichfalls, indem der Schluß des Gedankens das Gegenteil des anfänglich Erwarteten bringt; es sind also Gegensätze im Rahmen eines Satzes zu scheinbarem Widerspruch vereinigt. „Arme Sterbliche, sagt der Abt Coyer, unter euch ist nichts beständig als die Unbeständigkeit!" (Kant.) „Weniger wäre mehr." (Lessing.) „Etwas Kleineres als unsere Großen gibt's

nicht." (Beethoven.) Brehm sagt vom Affenpinscher: „Ihn macht seine Häßlichkeit schön."

Mit und verbundene Gegensatzpaare, die man Wortgeschwister nennt, wollen einen Begriff recht klar und scharf bezeichnen, indem sie ihn an den beiden äußersten Enden packen und damit auch alles dazwischen Liegende umfassen: Sommer und Winter, d. h., das ganze Jahr; in Freud und Leid, d. h., in allen Lebenslagen. Ebenso: Freund und Feind, Gut und Böse.

Die Ironie (Verstellung) sagt das Gegenteil dessen, was man eigentlich im Sinne hat und verstanden wissen will. „Ihr seid Helden!" Die Räuber reden den Däumling ironisch an: „Du Riese Goliath!" Götz von Berlichingen sagt in seiner Lebensbeschreibung: „Indem erfuhr ich, daß der Bischof nach Göppingen zum Sauerbrunnen in das Wildbad geritten wäre, um gegen die Steinkrankheit zu baden. Da hatte ich im Sinn, ihm das Bad zu segnen und ihn ein wenig abzureiben." Es war in jener Zeit eine beliebte Aufmerksamkeit, dem Freund, während er badete, Geschenke in die Badestube zu schicken, und man nannte das: jemand das Bad segnen. So gebraucht Götz, der in Fehde mit dem Bischofe lag, den Ausdruck einer freundschaftlichen Überraschung, während er eine feindliche im Sinne hat*).

Vom Satiriker Rabener sagt Goethe: „Er bedient sich der direkten Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre und behagt freilich der großen Mittelklasse."

Durch die Litotes wird der Begriff hervorgehoben,

*) Z. f. d. d. U. 6, S. 135. 360.

indem man das Gegenteil dessen, was man sagen will, verneint. „Das ist keine kleine Aufgabe!“ d. h., eine große Aufgabe; „das ist nicht übel!“ Leider meinen viele, die einmal von der Litotes gehört haben, auch die volkstümliche doppelte Verneinung so verstehen zu müssen, die doch nur eine verstärkte Verneinung sein will. Luther: „Aber es bewegte gleichwohl den Haufen, daß der Esel nie nichts mit der Tat bewiesen hätte.“ (Eine neue Fabel Aesopi.) „Wiewohl meinethalben ich's zufrieden wäre, daß ich nimmer kein Buch dürfte ausgehen lassen; es kostet mich doch eitel Mühe und Arbeit.“ (Vorrede zur Auslegung der Episteln und Evangelien von der h. drei Könige Fest bis auf Ostern.)

§ 11. Die Übertreibung.

Schließlich ist noch als ein Mittel, das auf die Vorstellung lebhaft wirkt, die Hyperbel oder Übertreibung zu besprechen. Sie wählt einen stärkeren Ausdruck, um das Große größer, das Kleine kleiner erscheinen zu lassen; sie berührt sich vielfach mit der Synekdoche und verbindet sich gern mit der Metapher. Da sie die wirklichen oder gewohnten Größenverhältnisse verschiebt, so klingt sie am unrechten Orte widrig, erlogen; aber selbst, wenn sie treffend ist, kann sie lästig werden. Beispiele der Hyperbel: „Eine Fußreise von Hof nach Bayreuth — ein Katzensprung über drei Poststationen.“ „Der Mensch auf dem schmalen Sonnenstäubchen Erde — zwischen dem Blitze des Lebens und dem Schlage des Todes.“ (Beide Beispiele sind aus Jean Paul.) „Ich fühle eine Armee in meiner Faust.“ (Schiller.) „Das Herz schlug ihm bis in die Fußspitzen hinunter.“ (Heyse.) „Der Degen ging so lang hinaus, daß sieben Dutzend Sperlinge darauf hätten Platz gehabt.“ (Weise.)

Die Sprache des gewöhnlichen Lebens wimmelt von Übertreibungen; ein Ungeduldiger, der nur eine Viertelstunde

warten muß, beschwert sich, daß man ihn eine Ewigkeit stehen läßt. Der verschwenderische Gebrauch übertreibender Eigenschaftswörter, wie riesig, ungeheuer, kolossal, fabelhaft, und des Superlativs ist eine schlechte, aber sehr verbreitete Gewohnheit. Die Vorliebe für den übertreibenden Ausdruck verrät häufig einen Mangel echten Gefühls und ist eines der Kennzeichen des hohlen Schwulstes. „Ich bin elend, geschlagen, verloren, herabgestürzt von dem blumichten Gipfel der schönsten Hoffnungen in den bodenlosen, nächtlichen Abgrund der Verzweiflung.“ (E. T. A. Hoffmann.)

Das Gegenteil der Hyperbel ist die Abschwächung. Sie bewegt sich gern im Bilde und wird Euphemismus genannt. Lessing erklärt ihn als eine „Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine ekle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechseln.“ So für gestorben: er ist geschieden, entschlafen, heimgegangen.

B. Der Satzbau.

1. Der einfache Satz.

§ 12. Wesen des Satzes.

Wie das einzelne Wort eine bestimmte Vorstellung im Hörer wachruft, so gibt der Satz mehrere Vorstellungen als Einheit und vermittelt dadurch einen Gedanken. In dem Satze „das Roß trägt einen Knaben“ vereinigen sich drei Vorstellungen zu einem Gesamtbilde; der Redner mußte es in seine Bestandteile auflösen, der Hörer fügt die Teile wieder zu einem Ganzen in seiner Anschauung zusammen. Den Kern des Satzes bildet das Zeitwort, das zwischen den Einzelvorstellungen Pferd und Knabe erst eine Beziehung herstellt.

Je größer die Anzahl der Einzelvorstellungen ist, die sich im Satze zu einem Ganzen vereinigen, desto größer ist

die Gefahr, daß sie sich in der Auffassung des Hörers nur zu einem verworrenen Ganzen zusammenschließen. Es bildet sich deshalb in der Sprache eine bestimmte Ordnung aus, indem naturgemäß der Ausgangspunkt der Tätigkeit den Anfang macht, an den sich das Zeitwort reiht als Brücke zum Ziel oder Objekt und sonstigen Zusätzen.

Im Chinesischen und in andern Sprachen, die diese Bestandteile des Satzes nicht durch Flexionen unterscheiden, ist die strengste Reihenfolge notwendig; im Sanskrit mit seiner Fülle von Endungen sind die Beziehungen eines jeden Wortes zum Satzganzen klar, wo es auch stehe: deshalb die große Freiheit der Wortstellung in dieser Sprache. Zwischen den beiden Gegensätzen gibt es noch mannigfache Abstufungen; die Griechen und Römer hatten eine große Freiheit im Satzbau, der Franzose ist an enge Regeln gebunden. Deshalb kann keine Rhetorik für alle Sprachen gleichmäßig gültig sein.

§ 13. Grundbau des Haupt- und Nebensatzes.

Der Deutsche hat im Satzbau eine ziemliche Freiheit, der aber durch die Eigenart des Zeitwortes bestimmte Schranken gesetzt werden. Erst wenn wir hierüber volle Klarheit haben, können wir feste Regeln ableiten.

Betrachten wir folgende Sätze!

Der König schickt einen Eilboten.

Der König schickt einen Eilboten an die Königin ab.

Der König wird einen Eilboten an die Königin abschicken.

Der König hat schon während der Schlacht eine Siegesbotschaft an die Königin abgeschickt.

Hier steht regelmäßig nach dem Subjekte die Lenkform des Zeitwortes, wie wir die mit der Personalendung versehene Form nennen, also an zweiter Stelle, während alles andere, was noch zum Zeitworte gehört, die trennbare Vorsilbe ab

oder die Formen abschicken und abgeschickt den Schluß des Satzes bilden.

Machen wir die Sätze abhängig:

Es heißt, daß der König einen Eilboten schickt,
... einen Eilboten abschickt,
... abschicken wird,
... abgeschickt hat,

so steht die Lenkform immer an der letzten Stelle des Nebensatzes, und unmittelbar vor ihr stehen die trennbaren Vorsilben sowie die Infinitive und Partizipien, die von Sanders, weil sie nicht durch Flexion verändert werden, ruhende Formen genannt wurden.

Verläßt das Subjekt seine Stelle unmittelbar vor der Lenkform des Hauptsatzes, so tritt es unmittelbar dahinter, und die verlassene Stelle nimmt ein Objekt oder ein Ausdruck des Umstandes ein oder, wenn gar kein anderer Bestandteil des Satzes an die Spitze will, wenigstens das Wörtlein es. Der Edle wird das Schlechte immer hassen. Deshalb wird der Gute das Schlechte immer meiden. Den Schlechten soll der Gute immer meiden. Immer meidet der Gute den Schlechten. Es kämpft das Gute immer mit dem Schlechten.

Die Wortstellung, die das Subjekt hinter die Lenkform weist, nennt man Inversion, Umstellung; die Lenkform des Zeitwortes behauptet ihre zweite Stelle im Hauptsatze, abgesehen von Befehl, Ausruf und Satzfrage oder volkstümlichem Erzählungston: „Kommt eines Abends ein Mann an seine Türe, dergleichen er noch nie gesehen.“ (Hauff, Das steinerne Herz.)

§ 14. Freiere Formen.

Herrschend sind diese Regeln seit Ende des 16. Jahrhunderts in der Schriftsprache. Allerdings hat weder die Mundart noch die lebendige Rede sich diesem Zwange völlig

unterworfen, und der volkstümliche Erzähler so gut wie der eindringliche Redner widerspricht der engen Regel, um Vorstellungen, die dem Sinne nach eng zusammengehören, auch zusammenzustellen oder um sie wohllautender vor und hinter den Verbalformen zu verteilen.

In Segringen | der Barbier hatte einen Star. (Hebel.)

Von Brigittenkirchtag zu Brigittenkirchtag zählt | seine guten Tage das arbeitende Volk. (Grillparzer, Der arme Spielmann.) Da tat die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen | vor Dankbarkeit und Rührung. (Hebel.)

Den andern Tag, als das Grab gerüstet war | auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf. (Hebel.)

Doch besteht ein großer Unterschied zwischen volkstümlich deutscher und nachgeahmt französischer Wortstellung: Ich sparte mir vom Munde ab | den Zucker. (Tingelstedt.) Du magst dich denn überlassen | dem süßen Traum, der dir die alten Meister zuführt, die zu dir reden | fromm und kräftig. (E. T. A. Hoffmann.)

Durch solche Willkür verliert der Satz seine Straffheit oder wird geradezu unausstehlich. Schleiermachers tiefsinnige Monologe lesen sich schwer namentlich wegen der ungewöhnlichen Wortstellung.

§ 15. Einschaltungen.

Verweilen wir beim einzelnen Satze, nachdem wir in allgemeinen Umrissen seinen Bau gezeichnet haben!

Der Satz muß klar sein, das heißt, der Hörer muß ihn mühelos zur Einheit zusammenfassen können. Das wird erschwert, wenn man in den angefangenen Satz einen selbständigen anderen Satz einschaltet (Parenthese) oder, wie ein deutscher Philosoph es treffend bezeichnet, eines dem

Leser zu sagen anfängt und dann, sich selber in die Rede fallend, etwas anderes dazwischen sagt. „Die menschliche Seele — ihre vorübergehenden Handlungen sowohl als die innern Eigentümlichkeiten ihres Daseins führen uns darauf — hat ihr Bestehen vorzüglich in zwei entgegengesetzten Trieben." (Schleiermacher.) „In den hohen Eichen rüttelte der rauhe Herbststurm und mancher dieser Waldriesen zermalmte in seinem Falle die in wirrem Durcheinander — ein geschlossenes Marschieren war in der Wildnis unmöglich — dahinziehenden Römer."

Nur zu oft bestätigen die Parenthesen in ihrer Wirkung auf Hörer und Leser die Worte Jean Pauls: „Gedankenstriche sind die wahren Narben und Runzeln einer angestrengten Stirnhaut."

Fällt der Redner in eine Parenthese, so nimmt er am besten den unterbrochenen Satz mit den Anfangsworten wieder auf (Epanalepsis). „Ich kann meinerseits — und ich spreche im Augenblick meine persönliche Überzeugung, nicht die der königlichen Staatsregierung aus — ich kann meinerseits dieser Frage eine so hervorragende praktische Bedeutung, wie ihr hier beigelegt zu werden scheint, nicht beilegen." (Bismarck.)

§ 16. Unklare Beziehung.

Unklar wird der Satz, wenn er *zweideutig* ist, das heißt, wenn die Worte so geordnet sind, daß sie eine *doppelte Beziehung der Abhängigkeit* gestatten. „Englands Nebel verklärt die Freiheit." (Börne.) „Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte." (Derselbe.) Häufig werden die Wörtchen *nicht, selbst, nur* usw. nachlässig gestellt. Ich getraue mir den Befehl nicht zu befolgen = ich getraue mir nicht, den Befehl zu befolgen.

§ 17. Überfüllung.

Ferner wird der Satz unklar durch *Wortstauungen*, die für sich ein Übermaß von Aufmerksamkeit beanspruchen; besonders durch Überfüllung mit Satzteilen gleichen Ranges.

1. Häufung der Eigenschaftswörter. Man beherzige Lessings Worte (Laokoon XVIII): „Wir sagen zwar „die runden, ehernen, achtspeichigen" — aber „Räder" schleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädikate, ehe wir das Subjekt erfahren, nur ein schwankes, verwirrtes Bild machen können?" — Man sei darum sparsam mit Beiwörtern; die, welche man verwendet, seien treffend, indem sie durch Bezeichnung eines wichtigen Merkmals den Begriff in das richtige Licht setzen; alle nachfolgenden sind vom Übel. „Dabei hatte der Knabe ein so gläubiges, verschämtes, überzartes, frommes, gelehriges, träumerisches Wesen." (Jean Paul.) „Diese seit Monaten aller Arbeit und Häuslichkeit entwöhnten, von allen Begehrlichkeiten, wie sie der Müßiggang ausbrütet, erfüllten, bildungslosen, leichtgläubigen, durch die Wahnorakel verrückter oder gaunerischer Klubredner bis zum äußersten verhetzten Menschen." (Scherr.) Wirkungsvoll wird allerdings die Häufung am rechten Platz, als Ausfluß gesteigerter Empfindung. „Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arme, elende, verlassene, verachtete, verratne und verkaufte Deutschland." (Luther.)

2. Häufung gleicher Beugefälle. Kant schrieb in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft (2. A.): „Aber hierin liegt eben das Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit des Resultats jener ersten Würdigung unserer Vernunfterkenntnis a priori." Die Hälfte dieser Abhängigkeitskette wäre in mündlicher Rede schon überlang.

3. Für die Häufung von Zeitwortformen liefert gleichfalls Kant ein warnendes Beispiel: „Wenn das menschliche Geschlecht im ganzen betrachtet eine noch so lange Zeit vorwärts gehend und im Fortschreiten begriffen gewesen zu sein befunden würde, so kann doch niemand dafür stehen, daß nicht gerade jetzt vermöge der physischen Anlage unserer Gattung die Epoche seines Rückganges eintritt."

4. Häufungen der Bestimmungs- und Füllwörter: „Es gibt nun zwar vielfach schon auch noch andere Mittel, aber als trefflich hiefür geeignet dürfte denn doch wohl gewiß besonders folgendes gelten."

5. Häufung der Präpositionen: „Der Prokurist wird zur Erteilung von Konsensen vor den mit der Führung der Eigentums- und Hypothekenbücher oder der Schuld- und Pfandprotokolle beauftragten Behörden und Beamten für befugt erklärt." Unleidlich vollends werden die Häufungen, wenn die Verhältniswörter so ineinander verkeilt sind, daß eines von seinem zugehörigen Kasus ganz losgesprengt wird; man könnte sie mit dem Namen Präpositionenknäuel brandmarken. „Von die Straße von Södrich nach Schmiedeberg ziehenden Malern ist die Villa häufig als Motiv benutzt worden." „Gewiß wird einst das Teppichausklopfen in von bewohnten Häusern eingeschlossenen Höfen durch die Gesundheitsbehörde verboten werden." Bei Arndt finden wir: „mit durch Gicht oft zuckenden Zügen". Scherzhaft ist mit dem Fehler die Rüge des Fehlers verbunden in dem Satze: „Zwei Präpositionen nebeneinander zu stellen ist ein Fehler, der nur in mit Nachlässigkeit geschriebenen Aufsätzen vorkommt." Wer die Häßlichkeit dieser Fügungen nicht empfindet, der läßt sich vielleicht gar noch folgendes gefallen: „Er spekuliert mit von in Amerika lebenden Vettern geliehenem Gelde." Wie wohltuend wirkt dagegen die Fügung in dem Satz aus Goethes Werther: „Als wir in den von zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Haustür."

§ 18. Ordnung.

Ist eine längere Reihe gleichartiger Satzglieder unvermeidlich, etwa als Subjekte oder Objekte, so sei die Reihenfolge sinngemäß geordnet. Es ist nicht einerlei, ob ich sage:

die Landkarte zeigt mir Städte, Flüsse, Ebenen, Dörfer und Berge, oder: sie zeigt mir Berge, Ebenen, Flüsse, Städte und Dörfer. Wirksam ist ein Ansteigen der Reihe (Klimax, die Leiter genannt). „Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr." (Goethe, Werther.) „Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Toten bedeckt." (Schiller.) „Ich bat, ich flehte, ich schalt und drohte, aber die feigen Seelen sahen mich verdutzt an und blieben bei ihrem Kopfschütteln." (Nettelbeck.) Die Umkehrung der steigenden Reihe ist die sinkende Reihe (Antiklimax). „Es ist leider ganz Deutschland mit dem Sauflaster geplagt; da sollten Kaiser, König, Fürsten, Adel zutun, daß ihm gesteuert würde." (Luther.) Absichtliche Unordnung oder eine Vermengung ungleichartiger Begriffe findet sich im komischen Stil. „Viel Latein, Prügel und Geographie." (Heine.)

Mehrere gleichartige Satzglieder, ohne und aneinandergestellt, geben ein Asyndeton, mit Bindewörtern versehen, ein Polysyndeton. „Denke an die Städte, die Edlen, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe!" (Goethe, Egmont.) „Und das nackte Gefilde begann zu kreißen und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine." (Schiller, Räuber.) Ersteres klingt lebendig und rasch; letzteres bekundet ein betrachtendes Verweilen bei den einzelnen Gliedern der Reihe.

§ 19. Knappheit.

Der Satz wird klar, wenn er knapp und bündig ist; es gilt also, den Sinn mit Aufwand der wenigsten Sprachmittel scharf zu bezeichnen. Ja, dieses Vermeiden aller müßigen Zutaten ist sogar ein Grundgesetz der Sprache überhaupt, wie Jakob Grimm in seiner Geschichte der d. Spr. es ausdrückt: „Die Sprache ist ihrem innersten Wesen nach

haushältig und zieht, was sie mit geringen Mitteln erreichen kann, jederzeit größerem Aufwande vor." „Es bleibt allemal die Frage," sagt Lichtenberg, „ob nicht kürzere Wendungen möglich gewesen wären, ob nicht manches Wort hätte wegbleiben können." Das gilt in erster Linie vom entbehrlichen Zusatze (Pleonasmus) und der leeren Wiederholung (Tautologie).

Entbehrliche Zusätze sind in Ausdrücken wie: falsche Scheinvorstellung, äußerstes Extrem, ein alter Greis, sie wohnte in einem kleinen Hüttlein, er pflegte gewöhnlich im Garten zu speisen. Leere Wiederholungen sind: die Gründe und Ursachen des Zwistes; die betagte alte Frau; die bereits schon entartete Gotik; er war entschlossen, trotzdem dennoch abzureisen.

Kürzere Wendungen unserer Sprache werden leider oft vernachlässigt zugunsten weitschweifiger Formen: ich sehe schon den Turm einer Kirche; sein Haar ist gelb wie Stroh; wir wollen Abrechnung halten; ein Lied kommt zum Vortrag; wenn ich ihn finden würde. Knapper und bestimmter hieße es: einen Kirchtum, strohgelb, abrechnen, wird vorgetragen, wenn ich ihn fände. „Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wiederkommen!" Doch hüte man sich vor Wagnissen: der grün rauschende Rhein (Tieck), ein altviereckiger Kirchturm (Heine), vor Fehlern: eine verstorbene Kaufmannstochter sucht Stelle als Stütze der Hausfrau, und vor Albernheiten: Ich will hoffen, daß es so recht geht, achselzuckte Flora.

Zuweilen läßt man Zeitwortformen oder ganze Satzteile aus, die der Hörer leicht ergänzt (Ellipse). „Kein Zweifel, sie rücken an!" (Tieck.) „Solch ein Wort nie wieder!" (Goethe.) „Nichts von Ruhe!" (Beethoven.) „Verflucht der Schriftsteller, der sein Volkstum vor dem Auslande schmäht!"

(Jahn.) „Mitgefangen, mitgehangen.“ Es darf aber keine Härte eintreten; unstatthaft ist z. B. die Auslassung von haben und sein, wenn sie nicht als Hilfszeitwörter auftreten, sondern selbständig sind. „So wichtig die Geistesfreiheit, so schädlich jede Einschränkung derselben.“ (W. v. Humboldt.)

Des jungen Herder rasche Sprache springt allzugern elliptisch von Gedanken zu Gedanken: „Mit der kleinen Nadel auf dem Meere — wer kann die Revolutionen in allen Weltteilen zählen, die damit bewirkt sind! Länder gefunden, so viel größer als Europa! Küsten erobert voll Gold, Silber, Edelsteine, Gewürz und Tod! Menschen in Bergwerke, Sklavenmühlen und Lastersitten hineinbekehrt und hineinkultiviert! Europa entvölkert, mit Krankheiten und Üppigkeit an seinen geheimsten Kräften verzehrt — wer kann zählen! wer beschreiben!“ (Auch eine Philosophie der Geschichte usw.)

Der Geschichtschreiber Johannes von Müller macht durch gewaltsame Kürze, dem Tacitus nacheifernd, seine Sprache schwer und hart. „Die Mitternachtstunde schlug. Durch zwei Häuser an der Mauer wurde Romont mit anderthalbtausend Mann über den zugefrorenen Fluß in die Stadt gelassen; verteilte sich; plötzlich, Rumor, Harsthörner, Trompeten, hohes Geschrei: ‚Burgund! hier Burgund! unser die Stadt.‘ Und alle Iverdüner auf, jeder über die Einquartierten; fünf in einem Gasthof ermordet.“

Eine andere Art der Kürze besteht in der Auslassung des persönlichen Fürwortes. „Dabei erzählte er von seinen Kriegsfahrten. Diente nun schon zwanzig Jahre dem Kurfürsten und hatte manchen Strauß bestanden.“ Übermäßig bedient sich dieser und anderer Kürzung Matthias Claudius. „Ich hab da 'n Büchel geschrieben und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's aber kaum denken.“ Übertriebene Kürze verfällt der Lächerlichkeit; in dieser Ab-

sicht wendet sie einmal Börne an: „Fußfall, flehen um Gnade. Hilft nichts, muß sterben, wird abgeführt."

Die äußerste Grenze der Kürze wird erreicht, wenn man einen Gedanken nur antippt und seine Ergänzung völlig dem Hörer überläßt. Der Humorist Hippel begründet es: „Ein abgebrochener Gedanke bringt andere zum Denken, ein Gedanke in seiner vollen Lebensgröße ausgedrückt ermüdet uns mitten auf dem Wege." Ein Beispiel aus Herders Briefen zur Beförderung der Humanität: „Ursprünglich dachte der Mensch, er handelte und genoß, er sprach und hörte. Wenn er schreiben konnte, schrieb er, nur aber was zu schreiben war; nicht ward er selbst, ohne zu sehen und zu hören, ein schreibender Buchstabe; jetzt — — —"

§ 20. Wirksame Stellung.

Klar wird endlich der Satz durch eine wirksame Wortstellung. Ein Wort an ungewohnter Stelle im Satze fällt auf, lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Man kann also Vorstellungen, die für die Mitteilung des Gedankens besonders wichtig oder für die sinnliche Anschauung besonders fruchtbar sind, auch besonders hervorheben — häufiger allerdings in der geschriebenen als in der gesprochenen Prosa, da die letztere schon durch Betonung diesen Zweck erreichen kann.

Solche Stellen sind die Spitze und der Schluß des Satzes. „Ausrotten sollte man sie völlig!" (Tieck.) „Seit zwölf Jahren zum ersten Male begrüßte uns hier wieder das Meer." (Forster.) „Die Reden, die ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation." (Fichte.) „So tut es Gott oft: eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporwachsen die edelste Frucht." (Gotthelf.) Kant in seiner Anthropologie hebt so die Unterschiede sinnverwandter Wörter

in folgenden parallelen Sätzen mit Nachdruck hervor: Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Mut hat der, welcher mit Überlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Mut in Gefahren anhaltend ist."

Mit Vorliebe suchen Gegensatzpaare diese nachdrucksvollen Plätze zu behaupten oder mittels der Inversion zu besetzen (Antithese). „Alle andern Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will." (Schiller.)

Eine Verschränkung oder Kreuzung der Gegensatzpaare (Chiasmus) ist seltener. „Er war ein schwächlicher Charakter, übermütig im Glück, im Unglück verzagt." (Mommsen.) „Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen: er wird ernten für sich!" (Fr. W. III. an sein Volk.)

Etwas Unerwartetes wird zum Schluß aufgespart: „Polen und Ungeren würd diß Jar groß Krieg führen — mit dem Ungeziffer." (Fischart.)

In der Leichtigkeit, Worte ohne weiteres durch die Stellung hervorzuheben, sind wir namentlich den Franzosen überlegen. Um so frostiger klingt es, wenn wir ihre umständliche Art nachahmen. So will Hegel einmal darauf hinweisen, daß wir ohne Worte nicht denken können, und schreibt: „Es ist in Namen, daß wir denken."

Man löse die Satzordnung nicht unnötigerweise. „Ich möchte Sie, meine Herren, veranlassen, sich zu beantworten folgende Fragen." (Fichte.) Zumal wenn Begriffe hervorgehoben werden, denen vor den andern diese Auszeichnung nicht gebührt, wird die Rede launenhaft, unnatürlich. „Italien hat die Natur mit einem Wall umgeben."

2. Die Verbindung der Sätze.

§ 21. Die nebenordnende Verbindung.

Bisher haben wir die Regeln des einzelnen Satzes besprochen; nunmehr gilt es zu betrachten, wie sich die Sätze zu einem größeren Ganzen gesellen.

Die einfachste Verknüpfung der einzelnen selbständigen Sätze zeigt die nebenordnende Verbindung, wie sie zum kindlichen Tone des Märchens paßt. „Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen, dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin." (Grimm.) Wirkungsvoll ist sie ferner in der Schilderung rascher oder leidenschaftlicher Vorgänge. „Der Wagen stand vor der Tür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los." (Goethe, Aus m. Leben.)

Der lebendigen Darstellung verleiht die Gegenwartform des Zeitwortes (historisches Präsens) noch den Reiz des unmittelbar Geschauten. „Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergibt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Ottilie steht ihm in allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt." (Goethe.)

Einen gleichen Bau der aufeinanderfolgenden Sätze liebt der Parallelismus, d. h., die Wiederholung des gleichen Gedankens in anderen Worten. „Ich sehe alle diese Schwierigkeiten wohl und werde doch nicht kleinmütig. Ich empfinde die ganze Stärke der Hindernisse, die sich entgegensetzen, und verzage doch nicht." (Kant.)

Ein längeres Beispiel anknüpfender Schreibart mag noch zeigen, wie die Inversion, zu rechter Zeit eingreifend, der Rede Abwechslung und Bewegung verleiht. Ritter v. Arneth, Prinz Eugens Geschichtschreiber, schildert die Schlacht bei Turin 1706: „Unter Eugens unmittelbarer Führung, dem tapferen Dessauer nachdringend, warfen sich die wackeren Brandenburger auf die feindlichen Verschanzungen; nicht schreckt sie mehr der dichteste Kugelregen, ‖ sie überschreiten den Graben, sie ersteigen die Verschanzungen, sie befestigen sich darin. Eugen befindet sich mitten unter ihnen; ein Page

und ein Diener werden an seiner Seite getötet; er achtet es nicht. ‖ Da plötzlich bricht er zusammen und verschwindet in dem Gewühle der Kämpfenden. Schon beginnt bei diesem Anblick Schrecken seine Krieger zu ergreifen; aber schnell erhebt Eugen sich wieder und ruft laut, mit der Hand winkend, es sei ihm nichts widerfahren, nur sein Pferd sei erschossen."

§ 22. Die unterordnende Verbindung.

In längerer Darstellung würde die verknüpfende Schreibart durch ihre Eintönigkeit bald unerträglich, wenn sie sich nicht mit der unterordnenden verbände.

Erweitern sich Teile eines Hauptsatzes zu einem abgerundeten Ganzen, so bleiben sie als Nebensätze dem Hauptsatze angegliedert gerade wie der einfachere Satzteil, den sie vertreten. Gehen wir von dem Satze aus: Der Edle haßt immer alles Schlechte, und umschreiben wir die einzelnen Teile: der Edle, immer, das Schlechte, so gewinnen wir folgende Formen.

1. Steigendes Satzverhältnis (der Nebensatz vor dem Hauptsatze): Wer edlen Sinnes ist, haßt immer alles Schlechte.

2. Gebrochenes Satzverhältnis (der Nebensatz im Hauptsatze): der Edle haßt, solang er lebt, alles Schlechte.

3. Fallendes Satzverhältnis (der Hauptsatz vor dem Nebensatze): Der Edle haßt immer alles, was niedrig und gemein ist.

Ebenso verhält es sich, wenn im Satze die Inversion eintritt, z. B.: Immer wird der Edle alles Schlechte hassen = Solang er lebt, wird der Edle alles Schlechte hassen usw. An diese einfachen Beispiele schließen sich mehr und mehr zusammengesetzte Formen: Solang er lebt, wird der Edle alles, was schlecht ist, hassen; doch genügen fürs erste die einfachsten Verbindungen zu unserer Betrachtung. Man beherzige folgende Regeln!

Der Hauptsatz ist die Hauptsache; er muß klar und bestimmt hervortreten und darf nicht unter den Nebensätzen verschwinden. Wenn man sagt: Wer bewegliches Eigentum eines anderen sich aneignet, stiehlt, so stehen Haupt- und Nebensatz ihrer Größe nach in einem Mißverhältnis. Sagen wir aber: der begeht einen Diebstahl, oder: der macht sich eines Diebstahls schuldig, oder besser: der ist ein Dieb, so kommt der Hauptsatz zur Geltung, und das Verhältnis der Sätze wird ebenmäßig.

Der Nebensatz soll nicht an einer Stelle in den Hauptsatz eindringen, wo auch ein entsprechendes einfacheres Satzglied nicht stehen dürfte. Undeutsch ist es zu sagen: Ich aber nach dem Theater dachte an Hamilkar; richtig ist: Ich aber dachte nach dem Theater an Hamilkar. Darum ist der Nebensatz undeutsch gestellt in dem Beispiel: „Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Karthaginienser Hamilkar gesprochen." (Börne.) Mit Vorliebe wählt diese lateinische Fügung H. v. Kleist. „Kohlhaas aber, als diese Frau zu ihm eintrat, meinte an einem Siegelring die alte Zigeunerin wiederzuerkennen." Freilich sind einzelne Beispiele, wie die folgenden, nicht gegen unser Empfinden, da sie bei ihrer Kürze und Schlichtheit nicht an lateinische Muster, sondern an die freie Wortstellung des volkstümlichen Erzählers gemahnen: „Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden." (Grimm.) „Mozart, nachdem man ausgestiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Bestellung des Essens." (Mörike.)

Etwas anderes ist es auch, wenn durch Zwischensätze kleine Satzteile, nämlich ruhende Formen und trennbar zusammengesetzte Vorsilben, zu weit abgesprengt würden. So richtig auch der Satz gebaut ist: Notwendig wird der Edle alles, was niedrig und gemein ist, hassen, so ist er doch dem

Ohre angenehmer in der Form: Notwendig wird der Edle alles hassen, was niedrig und gemein ist.

Schiebt sich in den Nebensatz abermals ein Nebensatz ein, so entsteht die Gefahr, daß zu viele Zeitwortformen am Ende zusammenstoßen. „Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadttor getan hatte, hörte, öffnete sie das Tor." (Brentano.) „Den Lesern wird das Bild des Prinzen, dessen liebenswürdige Eigenschaften von allen, die ihm näher zu treten die Ehre hatten, gerühmt werden, willkommen sein." Eine solche Schachtelung weist den bei der Parenthese schon erwähnten Nachteil in erhöhtem Maße auf. Sagten wir aber statt dieses Satzes etwa: „Die Leser sehen gewiß gerne das Bild des Prinzen, dessen liebenswürdige Eigenschaften von allen gerühmt werden, die ihm näher zu treten die Ehre hatten", so haben wir eine etwas eintönig fallende Periode; denn an und für sich schon ist keine Spannung da, wenn in längerer Reihe ein Nebensatz immer wieder einen neuen nach sich zieht, vollends ermattend wirkt die Reihe aber, wenn die Nebensätze einerlei Gattung angehören. Man nennt solche Nebensätze Treppensätze. Neben der Relativtreppe findet sich gern die Daß-Treppe. „Ich fürchte, daß man es kaum wird verhindern können, daß bald alle Leute erfahren, daß Heinrich durchgefallen ist."

Verfehlt sind Nebensätze, deren Stellung zum übergeordneten Satze beim ersten Anhören mißverstanden werden kann. „Nur durch einen schnellen Sprung über die Straßenböschung entzog er sich darauf den Kugeln der nacheilenden drei Franzosen, die über ihn hinwegpfiffen."

Ein Nebensatz von bescheidenem Umfang wirkt wohltuend, wenn er den Hauptsatz entlastet oder schwerfällige Partizipialwendungen beseitigt, z. B.: Unbemerkt von den im Hinterhalt auf ihn lauernden Jägern gelangte er zu den

Seinigen — Unbemerkt von den Jägern, die im Hinterhalt auf ihn lauerten, gelangte er zu den Seinigen. Fehlerhafte Beispiele aus Musäus:

„Er zog nach wohlverwahrter Haustür seine Straße." — „Der Knappe spitzte das Ohr bei Anhörung dieses Ereignisses."

Eine zusammenhängende Darstellung verlangt eine geschmackvolle Abwechslung im Satzbau. Es fällt dem Ohre leicht auf und stört deshalb, wenn auf einen Hauptsatz, der von einem Nebensatze durchbrochen ist, noch einmal und noch einmal ein ebenso durchbrochener Hauptsatz folgt; oder wenn sehr viele steigende Perioden oder sehr viele fallende nacheinander kommen.

§ 23. Reiche Gliederung.

Gliedert sich ein Satzgefüge in reicherem Maße, so ist erhöhte Umsicht nötig. Es ist nicht möglich, in der Kürze, die durch den geringen Umfang dieses Büchleins geboten ist, zusammenfassende Vorschriften für die zahllosen Periodenformen zu geben; die besten Dienste leistet hier lautes Lesen.

Man hüte sich vor Abhängigkeitsverhältnissen über den zweiten Grad oder gar noch weiter hinaus, sobald man solche Gebilde nicht mehr mit Sicherheit überblicken kann. „Ein Gebot, daß man etwas gern tun soll, ist in sich widersprechend, weil, wenn wir, was uns zu tun obliege, schon von selbst wissen, wenn wir uns überdem auch bewußt wären, es gerne zu tun, ein Gebot darüber ganz unnötig, und, tun wir es zwar, aber eben nicht gerne, sondern nur aus Achtung fürs Gesetz, ein Gebot, welches diese Achtung eben zur Triebfeder der Maxime macht, gerade der gebotenen Gesinnung zuwider wirken würde." (Kant.) „Ich habe diesen Eingang etwas ernsthaft abfassen müssen, weil ich hier mit einer Art von Lesern zu tun bekomme, unter denen verschiedene sind, welche nebst vielen andern Sachen, die sie nicht verstehen,

auch dieses nicht wissen, was die Eigenschaft der Satire und Ironie erfordere, und daher schon öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen sind, mich in ihrem kleinen unwissenden Herzen, und wohl öffentlich, zu verketzern, wenn ich von dem Törichten ihres Standes und von den unbilligen Absichten ihrer Beförderer in der lachenden Sprache der Satire geredet habe, um diejenigen desto verehrungswürdiger zu machen, welche eine wahre Zierde ihres Amtes und also ganz anders sind als sie." (Rabener.)

Die erste dieser beiden Perioden ist zerstückelt und zerhackt durch die Nebensätze der Nebensätze, die andere spinnt sich langatmig ins Unendliche fort, und es ist nicht gut möglich, sie beim einmaligen Anhören zusammenzufassen.

Auch ein an und für sich edel und kunstvoll gebautes Satzgefüge, wie das folgende, hat denselben Nachteil: „In den ersten sechzehn Jahren (der griechischen Geschichte Xenophons) bildet den Mittelpunkt der Erzählung die düstere Gestalt Lysanders, der jenem Wallenstein des Dreißigjährigen Krieges vergleichbar mit der Herrschaft Spartas zu eigener unumschränkter Gewalt sich zu erheben strebte, der Athen, nachdem es durch Alcibiades sich noch einmal zur Herrschaft über das Meer aufgeschwungen, als es ihn zum zweitenmal von sich stieß, zum Sturze brachte und nach der Schlacht bei Ägospotamoi den Höhepunkt seiner Macht erreichte, darauf aber durch denselben Mann, durch dessen Erhebung auf den Königsthron er für sich und seine Pläne eine neue Stütze suchte, gestürzt in dem ehrgeizigen Streben, sich durch Niederschmetterung der böotischen Erhebung neuerdings emporzuschwingen, auf der Walstatt von Haliartos ein butiges Ende fand." (Emil Kurz.)

§ 24. Undeutsches Gefüge.

Man glaube nicht, einen schönen Stil ohne weiteres etwa durch Nachbildung griechischer oder römischer

Muſter erzielen zu können. Der Wert des Überſetzens aus den Klaſſikern beſteht darin, daß an einem vorliegenden Gedanken und ſeiner ſcharf ausgeprägten Form der Übertragende alle Abſtufungen genau und unerbittlich durch die ſeiner Mutterſprache eigentümlichen Wendungen wiedergeben lernt, während er bei Mitteilung ſeiner eigenen Gedanken lieber einen Gedanken raſch dreht, ſtatt lange um den einzig deckenden Ausdruck zu ringen. So hat Thomas Abbt mitten in einer ſchleppend und wäſſerig ſchreibenden Zeit an der machtvollen Kürze des Tacitus und Salluſt Stärke und Nachdruck des Stiles gewonnen; ſo hat Sybel noch als Greis Stücke aus Livius übertragen, um ſein Sprachgefühl zu üben. Sobald jedoch das Überſetzen in einer bloß äußerlichen Anpaſſung der Mutterſprache an das fremdſprachliche Muſter beſteht, iſt es von Übel. „Die deutſche Periode“, ſagt Herder, „iſt gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: denn hier ſind die Genies beider Sprachen ſehr verſchieden.“ Wir können und wollen nicht wetteifern, weil unſer Zeitwort, unſere Partizipien und Relativpronomen nicht die Mannigfaltigkeit ſcharf unterſchiedener Endungen beſitzen wie die der Alten. So ſind durch Nachahmung lateiniſchen Satzbaues undeutſch folgende Sätze von Kant: „Der Unterſchied zwiſchen den Laufkreiſen der Kometen und Planeten beſteht in der Abwiegung der Seitenbewegung gegen den Druck, der ſie zum Fallen treibt; welche zwei Kräfte, je mehr ſie der Gleichheit nahe kommen, deſto ähnlicher wird der Kreis der Zirkelfigur.“ „Die Materie, die der Urſtoff aller Dinge iſt, iſt an gewiſſe Geſetze gebunden, welchen ſie frei überlaſſen notwendig ſchöne Verbindungen hervorbringen muß.“

Jean Paul, in Rektor Fälbels Reiſe nach dem Fichtelberg, ſpielt ergötzlich auf die Schreibweiſe der damaligen Deutſchlateiner an: „Ich wollte anfangs das Programm aus

dem Deutschen ins — Deutsche vertieren; aber ich glaubte, es hieße den Schwanengesang und den letzten Akt der Schulgelehrsamkeit gar absichtlich beschleunigen, wenn man den lateinischen und ciceronianischen Stil vollends aus dem Deutschen würfe, da er ohnehin aus lateinischen Werken längst entwichen ist."

§ 25. Durchsichtiger Bau.

Ein umfangreicheres Satzgefüge wirkt schön durch eine klar hervortretende Grundgliederung; die Haupt- und Nebensätze müssen sich nach inneren Beziehungen in Gruppen scheiden oder vereinigen, so daß eine Paarung oder Dreiteilung Ruhepunkte für Stimme und Verständnis bietet. A. v. Humboldt über Steppen und Wüsten: „Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden."

Im allgemeinen sind die einzelnen Sätze der Periode am richtigsten geordnet, wenn sich aus dem vorhergehenden der folgende auch dem Inhalte nach folgerichtig und notwendig ergibt. Die steigende Periode ist wirkungsvoller als die gebrochene oder fallende; denn der Hauptsatz soll den beherrschenden Gedanken enthalten. Steht er im Anfang der Periode, so ist eine Spannung bis zum Schlusse schwer zu erzielen.

Freilich haben die Perioden so mannigfache Formen, daß sich keine kurzen Regeln geben lassen, die zugleich erschöpfend wären. Wenn sich ein Gedanke durch besondere Fülle der Beziehungen auszeichnet, etwa in einer eingehenden Abhandlung, so wird der Geübtere schon von selbst das Richtige

treffen; der Ungeübte läßt sich besser gar nicht in verwickelte Satzgefüge ein. Unter allen Umständen muß ihr Gang leicht und natürlich sein.

C. Das geschlossene Ganze.

§ 26. Die Abwechslung und die Wiederholung.

An die Lehre vom Satz und Periodenbau schließen wir Winke für den Fluß der Darstellung überhaupt.

Die Abwechslung, die schon in der Besprechung des Satzbaues gestreift wurde, ist nötig, damit die Aufmerksamkeit des Hörers nicht durch wiederkehrendes Einerlei abgeschwächt wird. Ist doch keine längere einheitliche Darstellung denkbar, worin nicht wenigstens einige Vorstellungen immer und immer wieder berührt werden müßten. Daß nicht durch den steten Gebrauch des gleichen Wortes für die gleiche Sache oder Person die Rede unerträglich wird, dankt man vor allem dem hilfreich ablösenden Fürwort, dessen Beziehung aber nie unklar sein darf. (Als der Esel in den Brunnen gefallen war, deckte man ihn zu.)

In längerer Rede teilt sich mit dem Fürwort in die Aufgabe der Abwechslung die Antonomasie. Ein Geschichtchen, das eine Unterhaltung zwischen König Max von Bayern und einem Dorfschulzen erzählt, bedient sich gelegentlich der Ausdrücke: der König, der leutselige Fürst, Max. Ein Aufsatz über Wallenstein kann als Antonomasien oder stellvertretende Namen enthalten: der Herzog, der Friedländer usw. Reich an Wechsel im Ausdruck ist folgende Schilderung von Ebers: „Neben einem Wassergraben stand ein Storch und schnappte nach einem stattlichen Frosch; da zappelte der arme Gesell in dem roten Schnabel des Feindes. Ein Schluck: — der muntere Springer war verschwunden und sein Mörder regte die Flügel und schwang sich hoch

auf. Über Gärten und Gärtchen flog der Vogel dahin. Endlich ließ er sich auf einem Ziegeldache nieder."

Auch Synekdoche, Metonymie, Metapher treten an geeignetem Orte ein, am besten ungesucht. „Kanonen wurden aufgefahren, ... bald spieen die ehernen Schlünde Tod und Verderben in die Reihen der Feinde."

Hierher läßt sich noch die Periphrase oder der umschreibende Satz stellen, indem nämlich statt eines Wortes ein gleichwertiger Satz eintreten kann, wenn eine reiche Vorstellung nach Abrundung und Fülle drängt. So verleiht A. v. Humboldt den Begriffen Elektrizität und Magnetismus wirkungsvollen Nachdruck durch umschreibende Nebensätze: „Was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles fließt, wie die Farbe des geteilten Lichtstrahls, aus einer Quelle."

Gerade aber, weil die Rede stets und unbewußt Abwechslung sucht, ist das Gegenteil der Abwechslung, die rasch sich folgende Gleichheit, immer auffallend und wird deshalb absichtlich verwendet, wenn man die Aufmerksamkeit des Hörers auf eine Vorstellung besonders lenken will. So werden Wörter doppelt gesetzt, um den Eindruck zu verstärken. „Und ich sehe dich, du gute Seele, niemals, niemals mehr!" (Jean Paul.) „Ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt." (Goethe.) „Das war ein böser, böser Tag!" (Tieck.) Luther, im Mai 1525, in der Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben: „Aber den christlichen Namen, den christlichen Namen sag' ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens." Die Wiederholung des Zeitwortes deutet eine längere Dauer an: „Er las und las und las, als wollt' er den letzten Grund der Dinge ergründen." (Scheffel.)

Ferner können Worte, in engem Rahmen wiederholt, einen Doppelsinn scharf beleuchten: „Wie selten ist der Mensch ein Mensch!“ (Hippel, Lebensläufe.) „So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein!“ (Goethe, Egmont.) Wie überraschend wirkt durch dieses Mittel der Satz: „Lasset die Toten ihre Toten begraben!“

Endlich dient bei mehreren aufeinanderfolgenden Sätzen der gleichmäßig wiederholte Eingang (Anaphora) oder Ausgang (Epiphora) dazu, eine Reihe von Gedanken als eng verbundene Glieder einer Kette zu kennzeichnen. „Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du glaubst; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegsglück, das dich mir in die Hände liefert, bescheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrotzt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — doch fürchte nichts; allen diesen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebeugt.“ (Lessing, Philotas.) Bismarck sprach am 16. Juni 1873: „Ist die Verteidigung des deutschen Bodens kein Volksrecht? Ist die Herstellung und Sicherung von Festungen gegen feindlichen Überfall des Landes kein Volksrecht? Ist das Budgetrecht, das geordnete finanzielle Zustände im Deutschen Reiche herbeiführen soll, kein Volksrecht?“

Natürlich ist auch hier wie überall jedes Zuviel von Übel. Man höre Abraham a Santa Clara: „Und du, Kind! Und du sollst mitten im Glücksstand anjetzo deiner verstorbenen Mutter vergessen? deines liebsten Vaters vergessen? deiner treuesten Schwester vergessen? vergessen? Das will ich gänzlich nicht von dir vermuten!“

Wie nachdrucksvoll weiß dagegen Moltke die Wiederholung in dem Aufsatze über die westliche Grenzfrage zu gebrauchen: „Nie zuvor, in zwei Jahrtausenden, seit man die deutsche Geschichte kennt, waren alle Deutschen einem fremden

Willen unterworfen gewesen. Nie hatten uns die Römer bezwungen, selbst Attila hatte nur einen Teil der Deutschen unterworfen, die andern stritten unter unabhängigen Fürsten gegen ihn und besiegten ihn. Erst jetzt zum ersten Male, im Jahre 1812, waren alle Deutschen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutschen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremden Befehle untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen."

Die Alten belegten die Arten der Anaphora sowie alle Arten wirksamer Wortstellung, wie Inversion, Antithese, Chiasmus, mit dem Gesamtnamen Figuren.

§ 27. Wohllaut und Tonfall.

Wenden wir uns nun zu den Regeln vom Wohllaute! Klopstock äußert einmal: „Wenn etwas nicht klingen will — es ist nicht deutsch! sage ich, und stets bietet sich Besseres."

Schlecht klingt eine Häufung gleichartiger Laute, seien es Vokale oder Konsonanten. Z. B.: Rasch riß der Reiter das Roß herum. — Manchmal murmelte man mit merklichem Unwillen. — Schikaneder, der den Text dazu dichtete. — Die Sonne schien schon schief zwischen dem Baumstämmen hindurch. (Eichendorff.) — Nach allen Seiten stürzt's steil ab. — In energischstem Ton. — Jetztzeit. — Überall suchst du nur Unmut und Unzufriedenheit zu wecken. — Ich will mich hier nicht spitzfindig in stilistische Haarspaltereien einlassen.

Ebenso stört die Häufung oder Nähe gleichlautender Silben und Wörter: Obwohl es nicht wahr war. — Mit etwas heitererer Miene. — Ein einmal gemachter Eintrag darf nicht durch Durchstreichen unleserlich gemacht werden. — Das auf einer Brücke gebaute schmale, auf beiden breiten Seiten mit römischen Figuren bemalte Rathaus. (Varnhagen.) — Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen

Gefühle sind sie eine schwache Wache. (O. Ludwig.) In allen diesen Beispielen ist der Gleichklang störend.

Anders verhält es sich, wenn der Reim die Aufmerksamkeit rechtfertigt, die er erweckt: „Es war viel verschuldet, aber auch viel erduldet worden." (Mommsen.) Die Benutzung des Gleichklanges der Wörter bei verschiedener Bedeutung nennt man Wortspiel oder Paronomasie. „Alle Noten, die ich mache, bringen mich nicht aus den Nöten." (Beethoven.) „Wo Geister spuken, weht kein Geist." (Jahn.)

Reiz und Bedeutung gewinnt die Rede auch durch jene alten und neuen Wendungen, wo zwei Begriffe durch Stabreim, Endreim oder Binnenreim gewissermaßen zu einem Begriffe verkittet werden: sich regen und rühren, Weg und Steg, deutsche Gesinnung und Gesittung. „Seid frumm und friedsam untereinander!" (Luther.) Doch verträgt dieses Mittel keine häufige Wiederholung. In folgendem Satz aus einem Märchen Brentanos wird es zur leeren Spielerei: „Dilldapp aber geriet in ein solches Laufen Berg auf und ab, durch Wälder und Felder, Land und Sand, Stock und Stein, Distel und Dorn, daß er nicht eher aufhörte, bis er nichts mehr sah vor lauter Nacht."

Vokalischer Auslaut eines Wortes vor vokalischem Anlaut (Hiatus) macht sich uns nicht so bemerklich wie den Alten, weil bei uns die Endungen im Verhältnis zur betonten Stammsilbe ungemein leicht gesprochen werden; zudem sind die Ausgänge meist flüchtige e, durch deren Wegfall unsere Sprache nur noch ärmer an Kasus- und Verbalendungen würde. In folgender Probe aus Geßner ist auf diese Weise der Unterschied der Gegenwart und der Vergangenheit verwischt: „Daphnis sah mitten in der Grotte einen Zypressenbaum, und neben demselben sprudelt' eine Quell' empor." Um des Wohllautes willen geflissentlich den Hiatus vermeiden führt zur Ziererei.

Wichtig für die Schönheit einer Darstellung ist noch der Tonfall.

Jede natürliche Rede hat auch einen natürlichen Fluß; ein auffallend gleichmäßiger Takt hingegen ist fehlerhaft, da er den Hörer vom Inhalte des Gesprochenen ablenkt, gerade wie jeder andere taktmäßig wiederkehrende Ton uns vom Denken abzieht und zwingt, eine Zeitlang ihm allein zu folgen. Sätze in der Gangart des folgenden würden bald unerträglich: „Mit giftiger stiller Verleumdung bekämpften die neidischen Heuchler das Streben des trefflichen Mannes." Hölderlins Prosa hat durch absichtlich eingehaltenen Takt viel an Natürlichkeit und Frische eingebüßt. „Ich hatte kaum mit wenigen ans Ufer von Sevilla mich gerettet. Mein Hauptmann war ertrunken und mein Leben und mein triefend Kleid war alles, was mir blieb. Ich zog mich aus und ruht' im Sonnenschein und trocknete die Kleider an den Sträuchern. Drauf ging ich weiter auf der Straße nach der Stadt." (Hyperion.)

Zuweilen kann auch eine größere Reihe gleichlanger Wörter, mehrsilbiger oder einsilbiger, sehr stören. Doch sei man bei solchen Ansammlungen, sobald sie nicht ohne Härte zu vermeiden sind, nicht allzu ängstlich; in lebendiger Rede ordnen sich die einzelnen Wörter doch immer zu größeren Toneinheiten und fallen weniger dem Ohr als dem Auge auf.

Überhaupt ziehe man aus der Warnung vor einem zudringlichen versartigen Tonfalle nicht den einseitigen Schluß, als bestände das Merkmal der Prosa in einer peinlichen Vermeidung jeglicher rhythmischen Bewegung. „Freilich gibt es einen prosaischen Rhythmus," sagt Jean Paul, „aber für jedes Buch und jeden Autor einen andern und ungesuchten. Denn wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen von einem Luther an bis zu Lessing und Herder herüber unwillkürlich rhythmisch."

Regeln hierzu wären freilich vom Übel, äußerliche Nachahmung nutzlos. Wer mit Hingabe einen Stoff vorträgt, den er in allen Teilen beherrscht, dessen Rede wird sich auch ungewollt in natürlichen, wohltuenden Wellen bewegen. Am leichtesten läßt sich noch eine Regel für die Satz- und Periodenschlüsse geben. Sie dürfen nicht in lang hingezogenen, unwichtigen Wendungen erlahmen, aber auch nicht plötzlich abfallen.

Diese Vorschriften berühren sich innig mit den besprochenen Regeln der Satzgliederung. Was die Klarheit des Gefüges fördert, dient auch dem Wohlklang. Zwei Beispiele sollen das erläutern, eines von Hebbel: „Er kam von der Polizei, woselbst er seine Papiere hatte in Ordnung bringen lassen, zurück", das andere aus einem Briefe, den Uhland nach Wilhelm Grimms Hinscheiden schrieb: „Das ist ein bitteres Geschick des Alters, das doch nicht müßig gehen will, daß einer nach dem andern von denen, die man bei der Arbeit im Auge hat, unversehens hinwegschwindet." Die erste Satzgruppe bricht jählings ab mit dem kurzen, farblosen „zurück"; die andere klingt durch das beigefügte „unversehens" voll und ebenmäßig aus.

Man beobachte, wie in folgender Probe aus „Winckelmanns Hingang" von Goethe sich eine schöne Gliederung mit anmutigem Rhythmus paart: „So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz

ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Ein Satz wird unrhythmisch, wenn unter seinen zahlreichen Bestandteilen nicht wenigstens einer über die andern ein solches Übergewicht des Tones fordern kann, daß sich um diesen wie um einen Führer die anderen Teile zu einer Einheit scharen können. „Die Kavallerie wird zunächst auf den Hauptstraßen gegen die Festung zu deren Beobachtung und zum Schutz der behufs Feststellung der Angriffsfronte und der besonderen Maßregeln zur Einschließung auszuführenden Rekognoszierung vorgeschoben." Wieder ein Beleg, daß ein Verstoß gegen die Klarheit und Übersichtlichkeit zugleich ein Verstoß gegen den Wohlklang ist.

§ 28. Schrift und Rede.

Alle Regeln aber, die man über rhythmische Rede aufstellen könnte, lassen sich in die eine untrügliche Vorschrift fassen: Lies laut, was du geschrieben hast! Denn was unrhythmisch und unklar erscheint, ist meist aus der taubstummen Schreibfeder geflossen. Mit diesem Satze soll keineswegs der schriftlichen Kundgebung im allgemeinen etwas Übles nachgesagt werden; nein! Gesegnet sei, der die Schrift erfand! Verbürgt sie ja doch dem Schriftsteller eine Wirkung weit über den Raum und die Zeit seines engen Lebens

hinaus, oder um mit Fichte zu reden: „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage!“ Aber die echte Sprache bleibt im Grund ihres Wesens das gesprochene und gehörte Wort — sie lebt im Ton; umgeht sie dessen Gesetze, so gerät sie auf Abwege. Was geschrieben ist, darf nur geschrieben sein, um wieder belebt zu werden. Nimmermehr also darf die lebendige Rede sich knechten lassen von der geschriebenen Sprache, wenn diese meint, des Mundes und Ohres nicht mehr zu bedürfen. Wem es um das Gedeihen seiner Muttersprache zu tun ist, der wird es nicht als Segen empfinden, daß wir, wie Hegel sagt, beim Gebrauche der Schrift „die Vermittlung der Töne nicht im Bewußtsein vor uns zu haben bedürfen“; denn eben dieser Umstand gibt mit Recht Jean Paul die Klage ein: „Träumend wird geschrieben, schlafend öfter gelesen.“ Wir werden es bedauern, daß die Rechte des gesprochenen Wortes täglich verkümmert werden durch seinen stummen Diener, den Buchstaben. „Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß,“ klagt Goethe; „jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann.“

Also bemühe dich immer so zu schreiben, daß das Geschriebene, wenn es vorgelesen wird, auch wahrhaft lebendig klingt: dann wird es keine schwer wandelnden Satzungeheuer geben, keine Geräusche statt klingender Lautgebilde, kein eintöniges Gerede statt frischer Rede!

§ 29. Die Stilarten.

Je nachdem sich Klarheit des Ausdruckes mit Schönheit verbindet, ergeben sich gewisse Abstufungen der Prosa. Man unterscheidet nach dem Vorgange der Griechen drei Stufen: den einfachen Stil, den reichen Stil und den hohen Stil.

Der einfache Stil verschmäht im allgemeinen den Schmuck und beschränkt sich darauf, klar und deutlich zu sein. Er wird in der Erzählung und Beschreibung angewandt, in Abhandlungen belehrenden Inhaltes, in wissenschaftlichen Werken. Lessing, der Meister der Abhandlung, sagte von sich: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit."

Spannung und Lebendigkeit wird erreicht durch Knappheit, treffenden Ausdruck, logischen und durchsichtigen Satzbau, gelegentlich durch eine dramatische Gestaltung der Gedanken, nämlich durch eingestreute Fragen, Ausrufe, Einwände, die alle der Rede die Unmittelbarkeit einer mündlichen Verhandlung geben und von den Alten zu den Figuren gezählt wurden.

Beispiele. „Totsein hat nichts Schreckliches, und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Totsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben kann schrecklich werden und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armut der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zustand des Todes selbst mit einem und ebendemselben Worte benennt." (Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet.)

„Wir sollen die Wahrheit suchen. Leider läßt uns der Körper wenig Muße zu dieser wichtigen Unternehmung! Heute fordert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünsche, Grillen und Torheiten, die uns unaufhörlich zer-

streuen, die unsere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? Wer anders als der Körper und seine unersättlichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigentümlichen Besitzungen geizen, wenn sie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergestalt sind wir die meiste Zeit beschäftigt und haben selten Muße zur Weltweisheit.

„Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde und macht sich bereit, die Wahrheit zu umarmen, so steht uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib, im Wege und bietet uns seine Schatten statt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns, wider unsern Dank, ihre Scheinbilder vor und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz; und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von außen und Ruhe von innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke!“ (Moses Mendelssohn, Phädon.)

Der reiche Stil muß zwar ebenfalls klar und deutlich sein, will aber nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf das Gemüt, auf die Empfindung wirken; darum bedient er sich gerne des bildlichen Ausdruckes, sieht auf ebenmäßige Rundung des Satzes, auf Schwung und Wohlklang der Rede. Er ziemt sich für die Erzählung und Beschreibung mit vorwiegendem Stimmungsgehalte, also für dichterische Erzählungen und Schilderungen, und dient dem Geschichtschreiber,

der zur Vorführung großer Zeiten und Schicksale sich über die alltägliche Sprache erhebt. Vorbild ist Schiller mit seinen glänzenden Gegensätzen, seinen edlen und wirksamen Bildern und seiner klangvollen, fließenden Sprache.

Beispiel. „Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staat, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Seine Gesetze waren laxe Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte und nie empfand, daß sie ihn lenkten; die Gesetze des Lykurgus waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Mut sich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle möglichen Bahnen schloß der athenienſische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiß seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. Lykurg befahl den Müßiggang durch Gesetze, Solon strafte ihn strenge. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wissens dort bearbeitet." (Schiller, Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.) Auch die auf S. 22 aus Herder angeführte Vergleichung der Völkerwanderung mit einem Bergstrome kann als Beispiel dienen.

Der hohe Stil will erschüttern oder begeistern, sucht also den größten Eindruck zu machen. Er braucht gewaltige Bilder, bald nachdrucksvolle Kürze, bald eine reich gegliederte, mächtig hinströmende Sprache. Eine solche Sprechweise paßt natürlich nur für einen großen, überwältigenden Inhalt: das Vaterland, höchste Güter und Ziele der Menschheit, die Erhabenheit der Natur, des Weltalls, des Todes, der Ewigkeit, der Gottheit. Aber auch hier darf er nur im eigentlichen Höhepunkte der Darstellung auftreten; denn wir

können das Übermächtige, wenn es nicht seine Wirkung verlieren soll, nicht lange ertragen. Börne verfehlt sich gegen diese Regel in seiner Denkrede auf Jean Paul, den er nachahmen will. Als ein Beispiel hohen Stiles könnte etwa folgende aus Jean Pauls Hesperus entnommene Schilderung eines Gewitters gelten: „Plötzlich ging es vom Sterbebett der Sonne kühl wie aus einem Grabe daher. Das hohe Luftmeer wankte, und ein breiter Strom, in dessen Bette Wälder niedergebogen lagen, brauste durch den Himmel die Laufbahn der Sonne zurück. Die Altäre der Natur, die Berge, waren wie bei einer großen Trauer schwarz überhüllt. Der Mensch war vom Nebelgewölke auf die Erde eingesperrt und geschieden vom Himmel. Am Fuße des Gewölbes leckten durchsichtige Blitze, und der Donner schlug dreimal an das schwarze Gewölbe. Aber der Sturm richtete sich auf und riß es auseinander; er trieb die fliegenden Trümmer des zerbrochenen Gefängnisses durch das Blau und warf die zerstückten Dampfmassen unter den Himmel hinab — und noch lange braust er allein über die offene Erde fort, durch die lichte, gereinigte Ebene. . . . . Aber über ihm, hinter dem weggerissenen Vorhang glänzte das Allerheiligste, die Sternennacht."

Die alten Redner, wie Cicero, wandten den hohen Stil häufiger an und sahen dabei hauptsächlich auf volltönende und ungewöhnliche Wörter (entsprechend unserem wogenumbrandet; Zähre für Träne; Aar, Fittich, erkiesen für Adler, Flügel, erwählen). Der Deutsche hat den erhabenen Gedanken lieber in einfacher Form. Gerade die einfache, schlichte Form aber, die uns überhaupt am meisten zusagt, ist nur scheinbar leicht; sie ist, wie Cicero (or. 23) bekennt, die allerschwerste. Wilhelm von Humboldt schreibt einmal in den Briefen an eine Freundin: „Es ist Ihnen eine seltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr

auszudrücken; darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben."

Der Gebrauch der Stilarten ist nicht der Willkür anheimgegeben, sondern richtet sich zuvörderst nach dem Inhalte. Es können demnach in ein und demselben Rahmen die Stilarten wechseln, je nachdem man mehr zum Verstand oder mehr zum Herzen sprechen will, je nachdem die Gedanken einfach oder bedeutend sind.

Wer ohne Unterschied alles in gleichem Stile vorträgt, also auch unbedeutende Gedanken in reichem Stile, schreibt manieriert oder affektiert, geht im Stelzentritt einher. Ein treffendes Beispiel bringt Knigge in der Reise nach Braunschweig: „Es gibt Perioden im menschlichen Leben, wo das ganze Heer der bösen, höllischen Geister mit vollen Backen alle Gewitterwolken des Schicksals zusammenzublasen scheint, um dem Liebling des Himmels auf der Reise durch diese Welt den Mut zu benehmen." Diese pathetische, schwülstige Schreibart war den Prosaikern der zweiten Schlesischen Schule zur Gewohnheit geworden. „Liebe, Furcht, Hoffnung, Eyversucht, Rache und Verzweiflung machten in seinem Hertzen ein schrecklicher Ungewitter, als ein Orcan auf der See seyn kan, wo ein rasender Wind wider den andern stößt, eine Welle die andere verschlingt, der Blitz die stockfinstere Nacht erleuchtet, vom Donner Wolcken und Schiffe zerbersten, Himmel und Erde sich miteinander vermischen." (Lohenstein, Arminius.)

Affektation im Stil, sagt Schopenhauer, ist dem Gesichterschneiden vergleichbar.

Goethe hat gerade, indem er sich auf den schlichtesten und einfachsten Ausdruck beschränkte, oft eine unvergleichliche Wirkung erzielt.

Nur verwechsle man die schlichte Rede nicht mit dem trockenen Stil, der alles gleichmäßig ohne Schmuck und

Frische vorträgt. Launig zeichnet Börne eine solche Darstellungsweise: „Der Stil geht wie ein reisender Handwerksgeselle ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Heide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge."

Nächst dem Inhalt sind Hörer, Ort und Anlaß mitbestimmend für die Stilart. Ein und derselbe Gegenstand wird von einem Menschenkenner nicht in der nämlichen Sprache vorgetragen werden vor Landleuten oder Studenten oder Schriftstellern und Gelehrten. Während der belehrende oder berichtende Forscher vor dem Schüler sagt: „Im Laufe der alles umgestaltenden Zeit sind die Burgen zerfallen, das Ritterwesen hat sein Ende gefunden", erhebt sich die Sprache des Schriftstellers, vor dessen Auge farbenreiche Geschichtsbilder vorüberziehen: „Die Jahrhunderte sind zerstörend über die stolzen Burgen dahingezogen und haben unter den Trümmern den Glanz des Rittertums auf immer begraben." Ein Redner vor begeisterungsfähigen Hörern, in weihevoller Stunde auf einer denkwürdigen Ruinenstätte dürfte sich mächtigen Schwunges bedienen: „Der Flügelschlag der Jahrhunderte, davor granitene Mauer in Trümmer fällt und eherne Schrift zerstiebt, ist über die Lande gesaust und hat weggefegt die stolzen Zinnen" usw.

Den Heldentod eines siegreichen Feldherrn mag der Berichterstatter streng sachlich und klar beschreiben; der Geschichtschreiber wird in gehobener Sprache das Ende des außerordentlichen Mannes schildern; der gleichzeitige Redner, dessen Vaterland dem Gefallenen Rettung und Größe verdankt, muß in mächtiger Sprache dem Schmerz und Stolz hinreißenden Ausdruck verleihen.

Wer für einen bestimmten Stoff und einen bestimmten

Hörerkreis den angemessenen Ton trifft, wie Hebel in der volkstümlichen Erzählung, die Brüder Grimm für das Kindermärchen, Fichte für die gebildete Jugend eines vergewaltigten Volkes, ist als Muster anzusehen; wer für alle Stoffe den Ton so trifft, daß er allen Schichten der Bevölkerung zu Herzen spricht, ist ein *Klassiker seines Volkes*; wer einen Stoff so behandelt, daß kein Wandel des Geschmackes, keine Übertragung in eine andere Sprache den Eindruck seines Wortes zu verringern vermag, der ist ein *Klassiker aller Zeiten*.

Zweiter Teil.

Die Lehre vom Inhalt.

§ 30. **Plan.**

„Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben", äußert sich Goethe treffend (in den Gespr. mit Eckermann). Demnach darf die Redelehre sich nicht auf die Lehre von der sprachlichen Form der Darstellung beschränken, sondern hat sich auch mit dem Inhalte zu befassen: sie muß *die allgemeinen Eigenschaften des Redestoffes* untersuchen und brauchbare Regeln ableiten, wie man im einzelnen Falle die nötige *Fülle des Stoffes gewinnt*, wie man ihn wirksam *ordnet* und schließlich alles zu einem fertigen Ganzen *rundet*.

Dabei wird auf wichtige Denkgesetze hingewiesen, die dem Prosaisten unbedingt geläufig sein müssen; denn wer nicht klar gedacht hat, kann sich nicht verständlich ausdrücken.

A. Der Stoff im allgemeinen.

1. Der Wahrnehmungsstoff.

§ 31. **Das Wesen der Wahrnehmung.**

Das Stoffgebiet ist so unbegrenzt wie die Welt der Erscheinungen und Gedanken; aber mag die Rede von Gott

oder Welt, von Himmel oder Erde, Natur oder Menschen, Körperlichem oder Geistigem handeln — in aller Mannigfaltigkeit treten bestimmte Gruppen zutage, denen auch besondere Arten der Darstellung entsprechen.

Wir nehmen durch unsere Sinne von allem, was in den Kreis unserer äußeren oder inneren Wahrnehmung tritt, Abbilder auf, die sich, auch ohne daß jenes Wahrgenommene gegenwärtig bleibt, in unserer Vorstellung mit oder ohne unseren Willen jederzeit wiederholen können. Diese zahllosen inneren Bilder alles Wahrnehmbaren, die unser Gedächtnis bewahrt, machen den Wahrnehmungsstoff aus.

Wollen wir daraus Teile oder Reihen einem anderen durch die Sprache mitteilen, so daß er, ohne die Gegenstände wirklich zu erblicken, doch eine lebhafte bildliche Vorstellung davon erhält, so liefern wir eine Beschreibung oder eine Erzählung.

§ 32. Beschreibung und Erzählung.

Die Beschreibung will die Dinge anschaulich machen, wie sie räumlich bestimmt vor uns stehen: Gebilde der Natur oder der Menschenhand, Teile oder ein Ganzes, einzelnes oder vieles.

Freilich kann selbst die anschaulichste Beschreibung nie das wirkliche, unmittelbare Anschauen ersetzen. „Der Botaniker" z. B., um mit Forster zu reden, „beschreibe dir die Rose in den gemessensten Ausdrücken seiner Wissenschaft; er benenne alle ihre kleinsten Teile, bestimme deren verhältnismäßige Größe, Gestalt, Zusammenfügung, Substanz, Oberfläche, Farbenmischung; kurz, er liefere dir eine so pünktlich genaue Beschreibung, daß sie, mit dem Gegenstand selbst zusammengehalten, nichts zu wünschen übrig läßt: so wird es dir, wenn du noch keine Rose sahst, doch unmöglich sein, ein Bild daraus zu schöpfen, das dem Urbild entspräche;

auch wirst du keinen Künstler finden, der es wagte, nach einer Beschreibung die nie gesehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane, und das Bild ist auf immer seiner Phantasie unauslöschlich eingeprägt."

Die Erzählung vermittelt Eindrücke in der Reihenfolge, wie sie sich ablösen, also in ihrem zeitlich wahrnehmbaren Nacheinander.

Der Wechsel kann in den Eigenschaften oder in der Lage, d. h. als Veränderung oder als Bewegung erfolgen; er kann durch ein Naturgesetz oder durch das Wirken eines Willens eintreten; die Reihenfolge der Vorgänge kann einfach sein oder mehrere Reihen entwickeln sich nebeneinander und durchkreuzen sich.

Stehen Glieder einer zeitlich verlaufenden Reihe in dem Verhältnis, daß ohne das Vorausgehende das Nachfolgende nicht denkbar wäre, so ist die Reihenfolge eine notwendige und man spricht von Ursache und Wirkung oder ursächlichem Zusammenhang. „Jede zusammenhängende Erzählung, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben." (W. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin.)

Im allgemeinen ist die Erzählung leichter als die Beschreibung; der Grund liegt in der Eigenart unseres Vorstellungsvermögens.

Wenn wir einmal in ruhiger Stunde, mit uns allein, unsere Gedanken so recht sich selbst überlassen, so können wir bemerken, wie sie Zeit und Raum durchmessend in unaufhörlichem, scheinbar regellosem Fluge vorübereilen; wir müssen erst einen gewissen Willenszwang ausüben, um aus diesem Zug einen einzelnen länger festzuhalten, ohne daß er

von anderen bald wieder mitfortgerissen wird. Darum schließt sich unsere Einbildungskraft auch leichter einer bunten Reihe rasch wechselnder Vorstellungen an; wird sie aber bei einer einzelnen Vorstellung zu betrachtendem Verweilen festgehalten, so empfindet sie dieses Verweilen bald als lästigen Zwang. Es offenbart sich eben im inneren Anschauen derselbe Gegensatz wie im leiblichen Sehen: frei umherschweifend schaut das Auge leicht und gerne; wie bald ermüdet es, wenn es auf einem Punkte haftet! Darum hören namentlich die Kinder so gerne Geschichten und so ungerne Beschreibungen; darum auch sucht man in der Mitteilung möglichst das Nebeneinander in ein Nacheinander umzusetzen. Z. B. um eine Anschauung von der Beschaffenheit eines amerikanischen Schaukelstuhles zu geben, beginnt man besser, wie er entsteht, indem Buchenlatten gerundet, in Dampf erweicht, in Formen gebogen und zum Sitz gefügt werden, der sich auf Läufen wiegt, statt daß man Stück für Stück des fertigen Ganzen aufzählt und beschreibt.

§ 33. Sprachliche Darstellung und bildende Kunst.

Die bildenden Künste, die das Raumgebilde aufs anschaulichste wiedergeben, sind in der Behandlung des zeitlichen Verlaufes auf die Darstellung eines einzigen Punktes der ganzen Reihe angewiesen, der so gewählt ist, daß Vorausgegangenes und Nachfolgendes sich mit Klarheit aus dem Bilde erschließt.

Es sei z. B. auf einem Bilde dargestellt, wie in einer armseligen Hütte drei spanische Räuber ihre Beute teilen; ein vierter liegt seitwärts, schwerverwundet, von einem Mädchen gepflegt. Wir wissen nun, daß ein Raubanfall mit schwerem Kampfe vorausging; noch ist nicht lange Zeit verflossen; die draußen auftauchenden Bajonette und ein Helmbusch lassen uns ahnen, daß inzwischen die Überfallenen

die Polizei aufgeboten haben; am Erschrecken des Mädchens endlich erraten wir, was unmittelbar folgen wird: Warnruf, Aufstürzen, Fluchtversuch, verzweifelte Gegenwehr und rasche Überwältigung. Mehr kann der Künstler in einem Bilde nicht geben, ohne die Grenzen seiner Kunst zu überschreiten.

Die Erzählung dagegen ist unbehindert, nur muß sie die Vorgänge in zeitlicher Abwicklung vortragen — etwa, um nur die Reihenfolge der Punkte herauszuheben, in aller Kürze folgendermaßen:

In einem spanischen Städtchen weilt ein junger Fremder und will alte Burgreste eines entlegenen Tales besuchen; man warnt ihn, die Gegend sei unsicher, aber der Jüngling findet die Besorgnisse übertrieben. Frühmorgens reitet er zum Tor hinaus den Bergen zu, neben ihm sein alter, treuer Diener, hinter ihnen auf einem Maultier der Führer mit dem Gepäck.

Am Fuße der Berge beginnt ein enges Tal. Der Führer reitet voraus; da er auffällig zögert und auslugt, werden die Reisenden argwöhnisch, werfen sich warnende Blicke zu und machen sich schußbereit. Ihre Ahnung erfüllt sich; denn bei einer Biegung des Tales stürzen drei Räuber hervor, die Gewehre im Anschlage. Aber schneller feuern die Fremden. Ein Räuber sinkt, die andern stutzen; die Reisenden entkommen und sprengen zur Stadt zurück.

Dort ist man sofort zum Streifzug gerüstet. Der alte Diener, der leicht verwundet ist, bleibt zurück; der mutige Jüngling schließt sich den Bewaffneten an und führt sie an die Stelle, wo man ihn überfallen hat. Von dort führen Blutspuren in eines der nächsten Seitentäler. Eine halb zerfallene, einsame Hütte scheint verdächtig; man schleicht hinzu, und kaum ist sie umstellt, so wird es innen lebendig. Die Räuber waren in die Verteilung der Beute vertieft gewesen; aber ein Mädchen, das den Schwerverwundeten pflegte, hatte

durch ein Mauerloch Bajonette blitzen sehen. An eigentlichen Widerstand war nicht mehr zu denken; denn schon wurde die Türe eingestoßen, und während die einen zu fliehen, die andern sich zu wehren suchen, werden sie alle überwältigt. Die gefährliche Bande wird eingeliefert, mit ihr der Maultiertreiber und seine Tochter, die mit den Räubern im Einverständnis gewesen.

Die Gegensätze, die so zwischen Rede und Bildwerk in der Darstellung eines und desselben Vorganges bestehen, hat Lessing scharfsinnig im Laokoon untersucht.

§ 34. Vermischung der Beschreibung und der Erzählung.

Gerne vermischen sich Erzählung und Beschreibung, am besten an einem Ruhepunkte der Ereignisse, wo der weitere Verlauf eine lebendige Anschauung des Ortes und der Verhältnisse verlangt und sich wieder an die Beschreibung folgerichtig anschließt. Ein Beispiel ist aus Hauffs Lichtenstein die in die Erzählung kunstvoll eingeflochtene Beschreibung der Burg Lichtenstein.

„Ein Knecht, der das Tor bewachte, fragte nach seinem Begehr und rief einen andern herbei, ihrem Herrn das Brieflein und den Ring zu übergeben. Georg hatte indes Zeit genug, das Schloß und seine Umgebung zu betrachten.

War ihm schon in der Nacht, beim ungewissen Schein des Mondes und in einer Gemütsstimmung, die ihn nicht zum aufmerksamsten Beobachter machte, die kühne Bauart dieser Burg aufgefallen, so staunte er jetzt noch mehr, als er sie vom hellen Tag beleuchtet anschaute. Wie ein kolossaler Münsterturm steigt aus einem tiefen Albtal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt oder eine Wasserflut vor uralten

Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Teile vereinigen konnte.

Wie das Nest eines Vogels, auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Turmes gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felsen. Es konnte oben keinen sehr großen Raum haben; denn außer einem Turm sah man nur eine befestigte Wohnung. Aber die vielen Schießscharten im untern Teil des Gebäudes und mehrere weite Öffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, daß es wohl verwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Feste sei; und wenn ihm die vielen hellen Fenster des oberen Stockes ein freies, luftiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuren Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, daß es auf festem Grunde wurzle und weder vor der Gewalt der Elemente noch dem Sturm der Menschen erzittern werde.

Eine schöne Aussicht bot sich schon hier dem überraschten Auge dar, und eine noch herrlichere, freiere ließ die hohe Zinne des Wartturmes und die lange Fensterreihe des Hauses ahnen.

Diese Bemerkungen drängten sich Georg auf, als er erwartend an der äußeren Pforte stand, die, wohlverschanzt herwärts über der Kluft, auf dem Lande den Zugang zu der Brücke deckte.

Jetzt tönten Schritte über die Brücke, das Tor tat sich auf und der Herr des Schlosses erschien selbst, seinen Gast zu empfangen."

§ 35. Charakterbild.

Eine geschlossene Gruppe bildet der Kreis der Wahrnehmungen, die der Selbstbeobachtung entspringen. So wie wir unseren eigenen Gedankengang beobachten, die Stärke und Dauer unserer Gefühle, das Schwanken und Reifen unserer Entschlüsse, so können wir auch aus den Reden und Handlungen unserer Nebenmenschen auf ihr Inneres schließen.

Dem Mädchen in der Räuberhütte sehen wir an: eben, beim Auftauchen der Gewehrläufe, erfaßt sie mit der blitzschnell verlaufenden Gedankenreihe: „Draußen sind Häscher! Wir sind umstellt!" ein jäher Schreck; in höchster Angst verliert sie nicht die Besinnung; sie unterdrückt den Schrei; ein gedämpfter Warnungsruf, zugleich wohl ein Sprung zur Tür, um den Riegel vorzuschieben: diese Handlungen verraten die plötzlich bestimmte Richtung ihres Willens.

Diese zeitlich, wenn auch nur in Augenblicken verlaufende Reihe im Denken, Fühlen, Wollen entnehmen wir dem Verhalten des Mädchens. Doch lassen sich die Erscheinungen der Innenwelt auch verweilend betrachten zur Beschreibung; wir ermessen dabei nach der Art des Erkennens, des Gedächtnisses, des Denkens die Begabung eines Menschen, zergliedern Stärke und Mischung seiner Gefühle (Leidenschaften, Stimmungen), seine vorwiegende Empfänglichkeit für bestimmte Gefühle (Temperament), sein Verhalten im Widerstreit der Neigungen und der Pflichten unter sich und gegeneinander (Gewohnheit, Charakter). Die Eigenart, die sich in Geist, Herz und Willen eines Menschen offenbart, gibt ihm sein Gepräge, dessen Darstellung wir ein Charakterbild nennen*).

*) Sammlung Göschen Nr. 14: Psychologie und Logik

Solche Charakterbilder bietet das tägliche Leben (der Geizige), die Dichtung (Vanſen und Richard in Goethes Egmont, der Wirt in Leſſings Minna oder in Goethes Hermann) und die Geſchichte (Kaiſer Rotbart, Blücher). Man zeichnet auch den Charakter ganzer Stände (der holländiſche Kanalſchiffer von Forſter) und Völker (die Araber von Herder in den Ideen). Neben der Menſchenwelt iſt nicht zu vergeſſen die Tierwelt, die uns feſſelnde Charakterbilder bietet (der Spitz in Brehms Tierleben).

§ 36. Schilderung.

In die Erzählung ſowohl wie in die Beſchreibung können ſich auch die Empfindungen miſchen, die der Gegenſtand oder Vorgang in dem Darſteller wachruft. Alsdann wird die Darſtellung zur Schilderung, ſo genannt von ſchildern, das „malen“ bedeutet. Dieſe Kunſt, nicht nur auf die Einbildungskraft des Hörers zu wirken, ſondern auch in ſein Herz zu greifen, iſt ſchwer erlernbar; ſtatt einen dazu anzuhalten, hält man ihn wohl beſſer davon ab. W. v. Humboldt, dem eine Freundin ihr Leben erzählt, lobt ſie, „weil die Erzählung ruhiger, ununterbrochener und in einem einzig nur das Geſchilderte heraushebenden Tone fortgeht“, und bemerkt dazu: „Beſteht der größte Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und ſich ſelbſt vor dem Auge Bewegendes daſteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt abſichtlich darſtellt . . . In ſich iſt es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade iſt, in welchem ſich der Erzähler mehr zurück in den Schatten ſtellt.“

Zumeiſt verſteht man unter Schilderung die empfindungsvolle Beſchreibung, vorzüglich die Naturſchilderung. In ihr offenbart ſich die Wehmut über das Schwinden und Vergehen, die Freude an der Welt des Belebten und Unbelebten.

„Es ist ein Vorurteil," schreibt W. v. Humboldt, „wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöht, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alles Menschliche, und doch nicht furchtbar."

Die Schilderung bekommt für uns einen unsäglichen Reiz, wenn sie uns erschließt, wie ein gereifter, bedeutender Geist die Welt betrachtet hat; welche Eindrücke, Gefühle und Gedanken einen Goethe erfüllten beim Anblicke des Straßburger Münsters (Aus meinem Leben), beim Anblicke des Montblanc (Briefe aus der Schweiz), einen W. v. Humboldt vor der sinkenden Sonne oder den aufziehenden Gestirnen (Briefe an eine Freundin), einen Forster, wie er im Kölner Dom oder an der Meeresküste stand (Ansichten vom Niederrhein): wir lernen mit andern Augen sehen, unbeengt „von kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens".

Solchen Schilderungen steht die ungesunde Schilderung gegenüber, die alles mit Empfindelei betrachtet: wo der Mensch sein eigenes krankhaftes Empfinden in die Natur hineinträgt, wo „der Orkan den tausendstimmig heulenden Jammer im tiefsten Gebüsch aufweckt, wo der Nachtwind tröstend durch den erschrockenen Wald säuselt und die Tränen von den Büschen wegtrocknet" (Hoffmann, Kater Murr) — eine Betrachtungsweise, wie sie in den Wundern im Spessart Immermann dem Scholaren Petrus leiht, den ein uralter Felsblock „aus müden Augen so wehmütig und hilfeflehend anschaute, daß er sich erschüttert abwandte". Und „wenn er auf das kleine, braune Moos trat, so ächzte es und

schrie über den unsanften Druck, und er sah, wie es die behaarten Hände rang und die gelben oder grünen Häuptlein schüttelte." Mit Recht verspottet auch Heine derartige empfindsame Schilderungen, indem er sie übertreibend weiterführt: „Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein atmen sie. Aber diese wenigen Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran; sie können weinen."

Sinnige und gesunde Naturschilderungen, innig verwoben mit der Erzählung, bietet Adalbert Stifter.

§ 37. Gemeinsame Darstellungsweise.

Die Mitteilung eines anschaulichen Stoffes geschieht durch Zerlegung in Teile. Das Bild vom Schlosse Lichtenstein setzt sich der Hörer verweilend zusammen aus den ihm einzeln mitgeteilten Stücken, wie Lage, Untergrund, Zugang, Grundmauern, Erdgeschoß, Wohngelaß, Turm, so wie man einen Baum zerlegt in Wurzeln, Stamm, Krone. Den Verlauf des oben erzählten Raubanfalles nimmt man in sich auf, indem man Teil für Teil der zeitlichen Folge zur fortlaufenden Reihe verbindet.

Die Zerlegung eines zeitlich oder räumlich bestimmten Ganzen heißt Partition.

2. Der begriffliche Stoff.

§ 38. Begriff, Urteil und Begriffsbestimmung.

Der Beschreibung und Erzählung, die das Wahrnehmbare zerlegen und verbinden, um es zu veranschaulichen, steht die Abhandlung oder Untersuchung gegenüber, die den begrifflichen Stoff zerlegt und verbindet, um etwas zu erklären oder zu beweisen. Sie erfordert zunächst Einsicht in das Wesen des Begriffes.

Stellen wir alles, was unter den Begriff Paarhufer fällt, in einen Kreis, so finden sich zum Nilpferd und Schwein die Rinder und Schafe ein, die Ziegen, Gemsen, Steinböcke und Antilopen, ferner Hirsche, Rehe, Renntiere und Elche, die Giraffen, die Moschustiere, endlich Lama, Kamel und Dromedar. Alles, was in diesen Kreis gehört, bildet zusammen den Umfang des Begriffes. Allen sind bestimmte wesentliche Merkmale gemein: sie haben am Fuße zwei Hufe, sind behaart, haben eine Wirbelsäule, Lungen, rotes, warmes Blut, ernähren die Jungen mit Milch. Die Summe dieser Merkmale, dieses allen Gemeinsame oder Allgemeine bildet den Inhalt des Begriffes.

Läßt man das Merkmal „zweihufig" weg, d. h., sieht man von einer bestimmten Form der Gliedmaßen ab, so entsteht ein Begriff, der einen kleineren Inhalt, aber einen größeren Umfang hat: denn er umfaßt nun, vom Elefanten bis zur Fledermaus, vom Känguruh bis zum Maulwurf, alle Tiere, die ihr Junges mit Milch ernähren. Dieser Begriff Säugetier, abermals einiger Merkmale entkleidet, verallgemeinert sich zum Begriffe Wirbeltier, der neben den Säugetieren noch die Begriffe „Vögel, Kriechtiere, Lurche und Fische" umfaßt.

Steigen so durch Zusammenfassung gleichartiger Begriffe in einen allgemeineren die Reihen stufenförmig empor, so läßt sich von höheren Begriffen durch Zerlegung wieder der Weg zum Besonderen einschlagen (Division). In folgender Übersicht soll der Kürze wegen immer nur ein Begriff jeder Stufe weiter zerlegt werden.

Wirbeltiere

Fische, Lurche, Kriechtiere, Vögel, Säugetiere

Schnabeltiere, Beuteltiere, Wale, Zahnarme, Rüsseltiere, Unpaarhufer, Paarhufer, Flossenfüßler usw.

Der Begriff Säugetier ist den Begriffen, mit denen er das Merkmal des gleichen Knochenbaues teilt (Fische usw.), nebengeordnet, dem allgemeinen Begriffe Wirbeltiere untergeordnet, den einzelnen Säugetierordnungen, die seinen Umfang bilden, übergeordnet.

Wer so die Begriffe und ihre Ordnung beherrscht, der greift, um mit Schellings Bruno zu reden, „mit Lust jede Untersuchung an, jetzt alles, was ihm vorkommt, in die Einheit des Begriffes zusammenfassend, jetzt alles wieder auflösend und zerteilend in vieles".

Das Urteil ist in der einfachsten Form ein Satz, der zwei Begriffe verknüpft; der eine ist das Subjekt, der andere das Prädikat. Der bejahende Satz bezeichnet sie als zusammengehörig, der verneinende als unvereinbar. Ein wichtiger Satz ist die Begriffsbestimmung oder Definition. Eben weil man — um beim früheren Beispiel von den Paarhufern zu bleiben — nie ein Tier in Wirklichkeit sehen kann, das zugleich Nashorn und Reh, Steinbock und Kamel wäre, sondern immer nur einzelnes wahrnimmt, so denken sich die meisten bei einem Begriffe nur etwas Verschwommenes, eine Mischung einzelner hervorstechender oder gar unwesentlicher Merkmale, geben also dem Begriffe einen zu großen oder zu kleinen oder sich innerlich widersprechenden Inhalt. Da nun ein Begriff erst deutlich ist, wenn man sich alle seine einzelnen Merkmale genau vorstellt, so müssen, um Irrtümern und Mißverständnissen vorzubeugen, in Erörterungen zuweilen die wichtigen Begriffe genau umgrenzt werden. Das geschieht, indem man den Begriff zum Subjekte macht und seinen Inhalt, d. h. die Summe seiner Merkmale, zum Prädikate, oder nur seinen nächsthöheren Begriff und sodann die Merkmale, durch die er sich von den nebengeordneten Begriffen unterscheidet. Z. B. ein Säugetier ist ein Wirbeltier, das ein Haarkleid und warmes Blut hat und Junge mit Milch ernährt.

Falsch ist, weil der Inhalt nicht vollständig angegeben ist, diese Definition: „Der Vogel ist ein Wirbeltier, welches Eier legt"; denn das Krokodil legt auch Eier und ist auch ein Wirbeltier. Namentlich wichtig ist es bei naheverwandten Begriffen, wie Spott und Hohn, sie scharf durch die Definition zu unterscheiden.

Eine Begriffsbestimmung, die von der Wurzelbedeutung ausgeht, nennt man Worterklärung; z. B. Demut vom althochd. dio Knecht, Diener und mut Gesinnung, also = Knechtgesinnung, Selbsterniedrigung.

Begegnet der einzelne Begriff Schwierigkeiten, so ist ein Satz, der mehrere Begriffe verbindet, noch mehr einer schiefen Auffassung ausgesetzt. Hamann sagt: „Überdem leidet jeder Satz, wenn er auch aus einem Munde und Herzen quillt, unendlich viel Nebenbegriffe, welche ihm die geben, so ihn annehmen, auf ebendie Art, als die Lichtstrahlen diese oder jene Farbe werden, nach der Fläche, von der sie in unser Auge zurückfallen." (Sokratische Denkw.)

§ 39. Beweisverfahren.

Stimmt ein Satz mit den Denkgesetzen oder der Wirklichkeit nicht überein, so ist er falsch. Das Verfahren, die Wahrheit oder Unwahrheit eines Satzes darzutun, nennt man den Beweis. Er gibt die Gründe an, welche die Richtigkeit eines Satzes bestätigen; auf die Frage: warum ist das so? oder: warum kann das nicht so sein? bringt er die Antwort.

Er kann die Wahrheit eines besonderen Satzes aus einem wahren allgemeineren herleiten. Handelt es sich z. B. um das Urteil: „Kenntnisse sind der sicherste Besitz," so lautet die Begründung: „weil sie uns nicht genommen werden können." Die Begründung entwickelt sich folgerichtig aus dem allgemeinen Satz: Was uns nicht genommen werden

kann, ist der sicherste Besitz; und dem Mittelsatz: Kenntnisse können uns nicht genommen werden; und schließt mit dem zu beweisenden Satze: also sind Kenntnisse der sicherste Besitz. Diese Entwicklung aus einem allgemeinen Obersatze nennt man einen deduktorischen Schluß, ein absteigendes Beweisverfahren; ein mit solchen Schlüssen geführter Beweis ist ein deduktorischer. Über die verschiedenen Formen der deduktorischen Schlüsse und der Schlüsse überhaupt gibt die Logik oder Denklehre Auskunft*).

Um Schwerfälligkeit zu vermeiden, überläßt man es gewöhnlich dem Hörer, sich den Mittelsatz zu ergänzen. „Was er mir weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils." (Schiller.)

Den entgegengesetzten Weg, nämlich vom Besonderen zum Allgemeinen, schlägt der induktorische und der Analogiebeweis ein.

Der induktorische Beweis oder das ansteigende Beweisverfahren zählt eine Reihe einzelner Tatsachen aus dem betreffenden Gebiete auf und folgert, was bei vielen Tatsachen sich wiederhole, werde wohl bei allen zutreffen. Der Satz: „Die Athener waren undankbar" wird induktorisch bewiesen, indem man der Reihe nach auf das Verhalten der Athener gegen einen Miltiades, Themistokles, Phidias, Sokrates hinweist.

Der Analogiebeweis oder Ähnlichkeitsbeweis holt die beweiskräftigen Einzelstücke nicht unmittelbar aus dem betreffenden Gebiete, sondern einem ähnlichen; d. h. wenn zwei Dinge mehrere wesentliche Merkmale gemein haben, folgert man, daß sie auch in anderen übereinstimmen werden. Der Planet Mars z. B. ist in vielen Stücken der Erde

*) Vergl. Sammlung Göschen Nr. 14: Psychologie und Logik.

gleich; er hat wie sie eine Lufthülle, was sein trübes, rotes Licht beweist sowie der helle Saum, hinter dem bei der Annäherung Fixsterne, ehe sie noch den festen Rand des Planeten erreicht haben, undeutlich und trüb erscheinen; er hat wie die Erde an den Polen weiße Felder, die je nach der Jahreszeit abwechselnd größer oder kleiner sind; also werden, da große Wassermassen der Erde, von der Höhe betrachtet, sich dunkel abheben, auch auf der Marsoberfläche die dunklen Flecken Meere sein.

Der Wert dieser Beweisarten ist sehr ungleich. Am zwingendsten ist der deduktorische, sofern seine Vordersätze wahr sind. Der induktorische Beweis überzeugt nur, solange den aufgezählten Tatsachen nicht eine von entgegengesetzter Beweiskraft gegenübertritt; er ist also, selbst wenn er sich auf eine lange Reihe einzelner Beobachtungen gründet, im Grunde doch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis. Gerade so steht es mit dem Analogiebeweise, der noch vorsichtiger aufzunehmen ist, weil er ein naher Verwandter der Gleichnisse ist. Wenn man dem obigen Analogiebeweise seinen Lauf ließe, würde er sofort den Mars, weil er auf der Oberfläche periodisch wechselnde, dunkle Linien von auffallender Gleichmäßigkeit aufweist, die an unsere Kanalnetze erinnern, mit ausgedehnten Kanalbauten ausstatten; der deduktorische Beweis, von gleichem Leichtsinn hingerissen, könnte dann, wenn man ihm nur den Mittelsatz gelten ließe, leicht folgern:

Regelmäßige Wasserkanäle sind Werke denkender Wesen;
auf dem Planeten Mars sind regelmäßige Wasserkanäle:
also sind auf dem Planeten Mars denkende Wesen.

An die besprochenen Beweisarten, die unmittelbar auf die Bestätigung der Behauptung lossteuern und darum direkte Beweise heißen, schließt sich der indirekte: er richtet sein Verfahren wider die entgegenstehende Behauptung und weist

nach, daß die Folgerungen, die sich aus ihr ziehen lassen, unannehmbar und widersinnig sind, oder daß sie den Tatsachen widersprechen*).

Garve schreibt in seiner Abhandlung über die „Ausdauer im Nachdenken": „Helvetius macht die Bemerkung, daß der allereingeschränkteste Kopf doch fähig ist, eine unmittelbare Folgerung aus einem Satze zu begreifen, auch wohl selbst eine solche Folgerung zu ziehen. Nun besteht aber der schwerste und weitläufigste Beweis, der in den Werken Newtons zu finden ist, aus lauter solchen unmittelbaren Folgerungen — nur aus einer sehr langen Reihe derselben. Es gehört keine größere Geisteskraft dazu, tausend Schlüsse als einen einzigen zu machen. Nur eine weit größere Beharrlichkeit in der Anwendung dieser Kraft ist zu dem ersten als zu dem andern notwendig. Der Unterschied also zwischen einem gemeinen Kopf und dem Genie eines Newton besteht vorzüglich darin, daß dieser einer weit länger anhaltenden Aufmerksamkeit fähig ist als jener; daß Newton nicht ermüdet, Schluß an Schluß in einer auf ein bestimmtes Ziel fortlaufenden Richtung zu reihen, der Mensch von geringen Fähigkeiten dagegen den Faden, den er zu spinnen kaum angefangen hat, in kurzem abreißt oder fallen läßt."

Gute Dienste leistet noch der Autoritätsbeweis. Er besteht in dem bestätigenden Ausspruch eines bedeutenden Mannes, etwa wenn man bei Verteidigung unserer humanistischen Anstalten auf Goethes Spruch hinweist: „Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben!" Er wird gerne zur Unterstützung der anderen Beweisarten angeführt. Jean Paul erklärt die Verwendung des Zitates: „Man habe

*) Über die Fehler beim Beweisen vgl. Sammlung Göschen Nr. 14: Psychologie und Logik.

immerhin die festeste Überzeugung, durch die schöne Übereinstimmung mit einer fremden wird sie doch noch fester."

Ihre häufigste Anwendung finden die Beweisarten in der Wissenschaft und in den Fragen des öffentlichen Lebens; doch auch der Schüler hat sich ihrer schon früh zu bedienen: er steigt von anregenden Einzelbeobachtungen im Gebiete der Naturkunde, Geschichte, Kunst und Literatur empor zu allgemeinen Sätzen und zu Gesetzen, oder er leitet aus feststehenden allgemeinen Sätzen die Folgerungen ab für das Leben, für den einzelnen Fall, und hat angesichts widersprechender Meinungen Wahres und Falsches zu scheiden. Selbst in der Behandlung des einfachsten Sprichwortes, oder indem er den Nutzen des Eisens erörtert, am geringsten Aufsatz, wenn er ihn mit Hingebung bearbeitet, gewinnt er Geschick für die größeren Aufgaben des späteren Berufes; er lernt nicht für die Schule, sondern für das Leben.

§ 40. Mischung des Stoffes.

Mischen und durchdringen sich begrifflicher Stoff und Anschauungsstoff, so gibt gewöhnlich der vorwiegende Bestandteil dem Ganzen das Gepräge. Eine Erzählung, worin das begriffliche Element so vorwiegt, daß der Faden der Ereignisse stellenweise ganz verloren geht, wie bei Jean Paul, ist unkünstlerisch. Geschichtliche Werke und wissenschaftliche Reisebeschreibungen sind reich mit begrifflichem Stoffe durchsetzt; Abhandlungen wiederum werden durch anschaulich erzählte Beispiele, die allerdings induktorische Kraft haben müssen, angenehm belebt.

B. Die Aufgabe.

§ 41. Form und Inhalt des Themas.

Die einzelne Darstellung ist ein abgeschlossenes, einheitliches Ganzes, eine Gedankenreihe, der ein Hauptgedanke

zugrunde liegt. Dieser Grundgedanke muß sich in kürzeste Form drängen lassen, in einen Satz oder ein Wort. (Dem Fleiße reifen goldene Saaten. Kann man das Leben verlängern? Über die Freundschaft. Hannibal. Das Leben Hannibals.) Wir nennen ihn die Aufgabe, die zu lösen ist, die Frage, die zu beantworten ist, das Thema.

Die Form des Themas sei knapp und klar, damit man sofort weiß, worum es sich handelt; es sei scharf bestimmt, damit für die Ausführung, die ein geschlossenes Ganzes werden soll, allen Abschweifungen vorgebeugt ist.

Dem Inhalte nach sei das Thema fruchtbar, d. h., es biete ausreichenden Stoff, aber auch wieder fest begrenzt. Anfänger greifen allzugerne nach umfassenden Aufgaben, der reiche Stoff reizt sie, ohne daß sie ihn bewältigen können oder überhaupt beherrschen. Die Aufgabe sei immer den Kräften angemessen! Beherzigenswert sind Herbarts Worte in den pädagogischen Vorlesungen: „Jeder Mensch kann nur in dem Maße schreiben, als er Gedanken dazu hat. Über seine wahre geistige Produktionskraft hinaus soll er gar nicht schreiben können. ... Voreilige Schreibübungen, wobei die Worte mehr sagen, als der Mensch reif denkt und empfindet, verderben den Stil, anstatt ihn zu bilden."

C. Die Sammlung des Stoffes.

§ 42. Voraussetzungen.

„Je mehr man überhaupt von einem Gegenstande weiß," heißt es bei Schleiermacher, „um desto bestimmter und bedeutsamer läßt er sich auch darstellen." Aber trotz genauer und vielseitiger Kenntnisse denkt man, wenn es an die Bearbeitung geht, nicht sofort an alles oder ist nicht in der Stimmung, daß die Gedanken zuströmen; zumal der Schüler, der ja erst über einen mäßigen Schatz eigner Erfahrungen

und Gedanken verfügt, wird bald mißmutig, wenn er bei allem Nachdenken nicht recht vom Flecke kommt. Wie soll er es anpacken, um alles, was sich über einen Gegenstand sagen läßt, aufzusuchen und zusammenzustellen?

Schon die Alten haben Regeln gegeben, die das Sammeln der Gedanken fördern, und von den Neueren haben uns treffliche Schriftsteller Einblicke in ihre Denkerwerkstatt gewährt; so Christian Garve in der Abhandlung „Die Notwendigkeit des Ausdauerns beim Meditieren“ und Justus Möser in einem Aufsatze der patriotischen Phantasien: „Wie gelangt man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen?“

Vorerst fragt sich: Woraus schöpft man die Gedanken? Entweder unmittelbar aus eigener Anschauung und Erfahrung, sofern man nur scharf beobachten lernte und kein schlechtes Gedächtnis besitzt; oder mittelbar aus Gelesenem; und hierauf ist zumeist der Schüler angewiesen, dem das Gelesene die Erfahrung ersetzt. Aber das Lesen muß, wenn es Gewinn bringen soll, richtig betrieben sein; man spricht deshalb von der Kunst zu lesen. Goethe äußert sich einmal gegen Eckermann: „Man liest viel zu viel geringe Sachen, wodurch man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat.“ Und ein andermal: „Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.“

Lehrreich ist folgende Stelle aus Garves Aufsatz „Das Weihnachtsgeschenk“: „Wenn du liesest, so sondere den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein sowie der Gedanke,

den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr wert sind als die Bücher und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswertes zu schreiben, einen Schritt näher bringen. Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken sein; du wirst in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander wie die elektrischen Funken, wenn die Seele einmal in Arbeit und Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie geschwind von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigner über."

§ 43. Allgemeines Verfahren.

Wie sammelt man nun die Gedanken für eine bestimmte Aufgabe? Die wichtigste Regel lautet: Richte alle deine Gedanken auf den Gegenstand!

Aufmerksamkeit, mein Sohn, ist, was ich dir empfehle,
Bei dem, wobei du bist, zu sein mit ganzer Seele.
(Rückert, Weisheit des Brahmanen.)

Man schiebe das Geschäft nicht auf; man suche die Einsamkeit, lege Feder und Papier zurecht und schreibe jeden Gedanken, der sich auf das Thema bezieht, so, wie er kommt, sofort auf, mit jedem neuen eine neue Zeile beginnend, und ohne viel zu bedenken, ob er wohl bei der Ausführung völlig brauchbar sein möge.

Wollen sich keine Gedanken mehr einstellen, so lasse man die Arbeit ruhen; zu einer anderen günstigen Stunde liest man die bunt aufgezeichnete Reihe wieder durch, ergänzt da und dort, drückt angedeutete Gedanken treffender aus und verbindet unter den zerstreuten Einfällen die sich inhaltlich besonders nahestehenden und ergänzenden durch Nummern oder Zeichen.

Wo es angeht, wechsle das einsame Nachdenken mit der Aussprache. „Nichts geht über das laut Denken mit einem Freund", sagt Lessing. Der Geist arbeitet lebendiger im Sprechen als im Schreiben; denn der aufnehmende Hörer zwingt uns zur Mitteilung, auch ohne daß er Fragen oder Widerspruch einstreut, während man beim Schreiben jederzeit, wenn man sich ermattet wähnt, die Feder beiseite legen kann. Ja, so sehr ist die lebendige Entwicklung im Wesen des Gespräches begründet, daß sich auch bei einer nur vorgestellten Aussprache schon die Gedanken rascher und klarer bilden. Man vergegenwärtige sich also auch beim einsamen Stoffsammeln, wenn die Gedanken stocken, aus seinem Familien- oder Bekanntenkreise irgend jemand, der uns anzuregen verstand, und trage diesem im Geiste die ganze Arbeit vor, und sie wird zusehends gedeihen.

§ 44. Besondere Vorschriften.

Man stelle, welcher Stoff auch vorliegt, vor allem den Sinn des Themas fest; man überlege genau: wovon habe ich zu reden?

Bei einem Wahrnehmungsstoffe übe man die Zerlegung oder Partition. In der Beschreibung folge man den Bedingungen des Raumes und gehe den Gegenstand in allen Richtungen durch, etwa bei einem Gebäude von links nach rechts, von unten nach oben, von vorne nach hinten, innen, außen und neben; bei einer Gegend nach Vordergrund, Hintergrund, Mittelgrund. So erschließen sich dem schrittweise und ohne Sprünge vorgehenden Beobachter die Merkmale von selbst.

Auch die Vorgänge für die Erzählung zerlege man genau in ihr Nacheinander und frage sich: Was kam dann? was dann? Was ist in der Kette der Aufeinanderfolge selbstverständlich? was nicht? Was ist vorauszusehen? was ist

überraschend? Was gibt der Sache eine neue Wendung? Was ist Anfang, Mitte, Ende? Ist der Vorgang nicht unwahrscheinlich, indem die Zeit zu kurz oder zu lang angenommen wurde oder Veranlassung und Wirkung in keinem Verhältnisse, die Umstände, der Ort, die Denk- und Handlungsweise der Personen in einem Widerspruche stehen?

Wie viele Leute glauben, sie könnten einen wirklich erlebten Vorgang genau erzählen, und wie selten stimmen zwei Zeugen desselben Vorganges in der Wiedergabe überein! Jeder übersieht irgend einen Punkt, der für Zeit, Ort und Umstände wichtig ist, oder bringt in ursächlichen Zusammenhang, was sich zeitlich und räumlich nur berührt.

Wer Vorgänge zu erzählen hat, wovon er sich selbst erst nach fremden Angaben ein Bild machen muß, hat alle verfügbaren Zeugnisse und Quellen sorgfältig durchzuarbeiten, bis er über die Einzelheiten und ihre Reihenfolge genau unterrichtet ist. Die eingehendsten und mühevollsten Vorarbeiten hat der Geschichtschreiber, der auch möglichst noch unbekannte Quellen und Angaben beizuziehen, sie auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, ihre Widersprüche zu lösen hat.

Bewegt sich die Arbeit in Begriffen, dann gilt es, den Sinn der Aufgabe richtig zu erfassen, indem man sich die Begriffe gehörig verdeutlicht. Man suche ähnliche Begriffe und frage sich die Merkmale ab, wodurch sie sich gegenseitig unterscheiden; zu Bescheidenheit*) z. B. Schüchternheit, Furchtsamkeit, Befangenheit, Anspruchslosigkeit, Demut. Durch Vergleichung sondert sich Gemeinsames und Unterschiedenes, eine Tätigkeit, auf deren Durchbildung viele Aufgaben der Schule abzielen (Pflug und Schwert; der Strom und das menschliche Leben; Stadt und Land; Cäsar und Napoleon;

*) Vgl. Sammlung Göschen Nr. 17: Aufsatzentwürfe. Seite 25.

Mittelalter und Neuzeit). Durch die Zusammenstellung läßt sich der übergeordnete Begriff und der richtige Ausdruck dafür finden sowie die Definition. Beim Durchdenken des Themas „Segen der Arbeit" führt das Zusammenhalten des Begriffes Segen mit dem Begriffe Nutzen zur Bemerkung, daß der Nutzen zumeist etwas äußerlich Sichtbares, der Segen mehr eine innerliche, göttliche Förderung bedeutet, ja vom unmittelbaren Gewinne, vom äußeren Erfolge nicht einmal abhängig ist.

Um bei der Entfaltung des Wortsinnes nicht die Partition mit der Division zu vermengen, rückt man den Worten mit bestimmten Fragen zu Leibe. Frage ich: Was für Bäume gibt es? so lautet die Antwort: Es gibt Nadel- und Laubbäume. Woraus besteht ein Baum? Aus Wurzel, Stamm, Krone. Die erste Antwort zerlegte den Begriff durch Division in Arten, die andere durch Partition in Teile. Fasse ich den Menschen als einzelnen, so unterliegt er der Partition; denn ich frage: Woraus besteht der Mensch? Antwort: Aus Leib und Seele, oder, aus Körper und Geist. Fasse ich ihn als Allgemeines, so unterliegt er der Division; ich frage: Was für Menschen gibt es? Die Antwort kann nun, je nachdem das unterscheidende Merkmal der Weltteil, die Rasse, das Geschlecht, der Sprachstamm ist, die untergeordneten Begriffe aufführen: „Dieses Merkmal ist der Einteilungsgrund oder dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit fortdauernd gerichtet bleiben muß, während man die Teilungsglieder angibt." (Herbart, Einleitung in die Philosophie.) Hält man in der Beantwortung der Frage: Was für Menschen gibt es? keinen einheitlichen Einteilungsgrund fest, so werden Afrikaner, Frauen, Mongolen, Slawen willkürlich zusammengestellt. Man wähle, wenn mehrere Einteilungsgründe für einen Begriff anwendbar sind, den zweckmäßigsten, das heißt den, der zu den ergiebigsten Betrachtungen führt.

„Zur Deutlichkeit eines Begriffes ist erfordert, nicht nur daß man ihn in seine Merkmale zerlegen, sondern auch daß man diese, falls auch sie Abstrakta sind, abermals analysieren könne, und so immerfort, bis man zur anschauenden Erkenntnis herabgelangt, mithin auf konkrete Dinge hinweist, durch deren klare Anschauung man die letzten Abstrakta belegt und dadurch diesen wie auch allen auf ihnen beruhenden höheren Abstraktionen Realität zusichert." (Schopenhauer, Welt als Wille usw.) So wird der Begriff erst deutlich, wenn man sich den einzelnen Geizigen vorstellt in seinem ganzen Gebaren, wie es Theophrast in seinen Charakterbildern tut. Wer anschaulich reden will, wird diesen Weg nicht nur in der Stoffsammlung, sondern auch in der Ausführung einschlagen.

Ist im Thema mehr als ein Begriff enthalten, z. B. Wissen ist Macht, so muß jeder untersucht werden; ist das Thema bildlich oder sprichwörtlich gefaßt, etwa: Gold liegt tief im Berge, Handwerk hat goldenen Boden, so wende man es und suche es in einem schlichten, klaren Ausdrucke wiederzugeben*).

Die Worterklärung wird treffliche Dienste leisten, wenn sie z. B. bei dem Thema „Morgenstund hat Gold im Mund" auf das mittelhochdeutsche Wort diu munt hinweist, welches die Hand bedeutet. Ein Thema allgemeiner Art führe man auf Beispiele herunter, einen besonderen Gedanken auf allgemeine Sätze empor.

Ist man sich über das Thema und seine Begrenzung klar, so greife man es mit den richtigen Fragen an. „Die Frage: Warum ist dies? ist allemal eine sehr vernünftige Frage", sagt Wieland in den Abderiten. Ferner: Zeigt sich

*) Beispiele für Erklärung des Wortlautes bietet die Sammlung Göschen Nr. 17: Aufsatzentwürfe, S. 67.

ein Nutzen oder Schaden? Nur verfalle man in der Antwort nicht in den gewöhnlichen Fehler der einseitigen Übertreibung, alles entweder ganz vortrefflich oder ganz verwerflich zu finden. „Es ist so leicht," bemerkt Forster in den Ansichten vom Niederrhein, „indem man tadelt, einige Kenntnisse geltend zu machen, daß man gewöhnlich zuerst an allen Dingen das Fehlerhafte hervorsucht und darüber oft ihre wesentlichen Vorzüge vergißt."

Ähnlich wie Nutzen und Schaden helfen andere Korrelativa oder Begriffsgeschwister, d. h. Begriffe, die einander so sehr voraussetzen, daß der eine nicht ohne den andern gedacht werden kann, wie Zweck und Mittel, Form und Inhalt, ja überhaupt der Gegensatz. „Ein Hilfsmittel zum Erfinden ist, das Gegenteil von dem versuchen, was allgemein gelehrt und gelernt wird." (Hippel, Ehe.) Dieses Verfahren leitet bald zu neuen richtigen Gedanken, bald zur gründlichen Widerlegung des Unrichtigen. So wird Feuchtersleben (in der Diätetik der Seele), sobald er den Satz „Das Leben ist ein Traum" ins Gegenteil gekehrt, zu neuen Gedanken weitergeführt: „Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Traume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt." Oder anknüpfend an jenes geflügelte Wort vom „Geheimnis, sein Leben zu verlängern", spricht er von der Kunst es zu verkürzen, und eine fruchtbare Gedankenreihe ist begonnen in dem Ausspruche: „Das Geheimnis, sein Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht zu verkürzen." Der „Segen der Arbeit" legt die Frage nahe, ob der Müßiggang, das süße Nichtstun, nicht auch ein Segen ist. Mit Notwendigkeit kommt alsdann die Antwort: „Nein, Müßiggang ist aller Laster Anfang!" und führt uns weiter: „Ist also Arbeit wohl der Tugend Anfang?" Ja! Warum?

Zumeist also wird die Betrachtung des Gegenteiles,

mag es von uns selbst oder schon von anderen aufgestellt sein, zum Widerspruch und zur Widerlegung veranlassen, und gerade das ist förderlich. Fichte äußert sich darüber folgendermaßen: „Die Anführung entgegengesetzter Meinungen ist von großem Gewinn für die deutliche und klare Darstellung der gefundenen Wahrheit. Durch Vergleichung der Wahrheit mit den Irrtümern wird man genötigt, besser auf die unterscheidenden Merkmale beider aufzumerken und sie sich mit schärferer Bestimmtheit und in größerer Klarheit zu denken!" Goethe äußert sich einmal in gleichem Sinne: „Die Dialektik ist die Ausbildung des Widerspruchsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne." Denn — können wir mit Forster beifügen — „wo wir aufhören zu unterscheiden, da sind die Grenzen unserer Erkenntnis."

Man mache es sich zur Pflicht, die Aufgabe stets reiflich und selbständig durchzudenken, und greife nicht zu früh nach Büchern, um fertige Gedanken herauszuholen. „Fremde, nicht schon vorher durchdachte Ideen könnten mir leicht die ganze Folge meiner eigenen verwirren." (Engel, Mimik.)

D. Die Gliederung.

§ 45. Allgemeines.

Hat man den nötigen Stoff gewonnen, so muß man ihn ordnen. Schon während des Sammelns hat sich Ähnliches zu Gruppen verbunden, Unähnliches geschieden; Fernerliegendes wurde gestrichen, die Spreu vom Weizen gesondert; aber diese Gruppierung und Sichtung ist noch keine Gliederung.

Unter Gliederung oder *Disposition* versteht man einen *festen Plan für die Reihenfolge der Gedanken*. Schon das Wort Aufsatz gemahnt an einen kunstmäßigen Aufbau, wo jeder folgende Gedanke auf dem vorhergehenden

ruht. Nur bei einem fest vorgezeichneten Gedankengange ist der Darsteller imstande, in der Ausführung der Aufgabe nichts zu übersehen, nicht abzuschweifen, nichts nachholen zu müssen; und nur so wird es dem Hörer möglich, das Ganze leicht und klar zu überschauen und aufzunehmen.

Zwar, „wenige schreiben, wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins einzelne durchdacht hat; viele schreiben, wie die Korallenpolypen bauen: Periode fügt sich an Periode, und es geht, wohin Gott will." (Schopenhauer.) Wer sich aber gewöhnte, nicht ohne genau durchdachte Gliederung zu schreiben, der wird auch dann, wenn er einmal unvorbereitet sprechen muß, seine Gedanken leicht und schnell ordnen können.

Jede Prosadarstellung soll sich zunächst in Einleitung, Hauptstück und Schluß gliedern. Bei der Abfassung ist Einleitung und Schluß gewöhnlich das letzte, was man erledigt. So behandeln auch wir zuerst das Hauptstück.

§ 46. Das Hauptstück.

Den Plan der Erzählung und der Beschreibung gibt die Partition, die natürliche Folge und Lage der Teile.

In der Erzählung ist der Hörer, sobald er nur einmal in die Handlung eingeführt ist, von selber auf den Verlauf gespannt; die naturgemäße Folge ist also Anfang, Mitte, Ende eines Vorganges — wie im obigen Beispiel Ausflug, Überfall, Festnahme. Ein Muster folgerichtiger Entwickelung ist Kleistens Michael Kohlhaas. Doch kann die Linie auch rückläufig verfolgt werden, entweder teilweise — wenn bei verwickelten Vorgängen an dem Punkte, wo eine andere Reihe von Vorgängen bestimmend hereinspielt, der Faden des Hauptvorganges erst wieder aufgenommen wird, sobald diese Nebenreihe entsprechend zurückverfolgt ist —, oder ganz, wenn die fertige Tatsache mitgeteilt wird und der Hörer mit

dem Erzähler die zurückliegenden bestimmenden Vorfälle aufsucht, also auf den Anfang der Reihe gespannt ist: ein beliebtes Reizmittel des Kriminal- und Detektivromans. Künstlerisch trefflich ist dieses Verfahren zum Teil durchgeführt in Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.

In der Beschreibung ist die wirksame Reihenfolge der durch die Partition gefundenen Teile erst zu suchen; mit dem Teile ist zu beginnen, von dem aus am leichtesten Art und Lage der anderen erfaßt werden kann. So wie man bei einer Pflanze der Richtung ihres Wachstumes von unten nach oben folgt, also erst Wurzel und Stengel, dann Stellung der Blattstiele, endlich Blatt, Blüte und Frucht bespricht, käme bei Beschreibung eines römischen Belagerungsturmes erst Grundriß, Unterbau, dann die Höhe, die Stockwerke usw.; bei Beschreibung eines Flusses Quelle, Lauf, Mündung, oder Quelle, Oberlauf, Mittellauf, Unterlauf, Mündung; bei einer Landschaft, vom günstigen Standpunkte des Beschauers beginnend, der Vordergrund, der Mittelgrund, der Hintergrund. Bei Beschreibung der Räuberhütte käme zuerst das Umschließende (die Stube, Lichtöffnung), dann das Umschlossene (beleuchtete Gruppe im Vordergrunde, Gruppe im Hintergrunde), endlich die außen nahenden Häscher. — Ein Muster kunstvoll durchgeführter Beschreibung ist Goethes Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Etwas Allgemeines gliedert sich nach der Division, es muß also der Teilungsgrund gewonnen sein. Meistens ergeben sich schon während der Stoffsammlung Teilungsgründe; in der Disposition wird nur der zugrunde gelegt, der die Aufgabe am natürlichsten teilt.

Es sei als Gegenstück zum einzelnen Turme, dessen Beschreibung sich nach der Partition gliedert, der Turm als Gattungsbegriff zu behandeln. Die Stoffsammlung habe

auf die Frage: Was für Türme gibt es? folgendes geliefert: Kirchtürme, Wassertürme, Aussichtstürme, Belagerungstürme; an den Kirchturm schloß sich das Minarett; schon kam der Gedanke: die Höhe hat verschiedenen Zweck; beim Wasserturme Herstellung eines Druckes, beim Aussichtsturme Überblick, beim Kirchturme Fernwirkung durch Läuten oder Stundenschlag, beim Minarett durch Gebetsruf. Geläute, Stundenschlag und Ruf vereinen sich im Begriffe Schall; einer Mitteilung mittels des Schalles stellt sich durch Gegensatz die mit den Augen wahrnehmbare Mitteilung gegenüber, und man denkt an Leuchtturm, Flaggenturm; Überblick über die Gegend für den Naturfreund, aber auch für den Wächter zur Wahrnehmung von Feuersgefahr und für den Krieg: nicht nur der bewegliche Turm der Römer, auch der feste an der Stadtmauer, also zur Verteidigung wie zum Angriff.

So ist bereits eine Gruppierung ersichtlich, eine Gliederung noch nicht. Immerhin aber hat sich der Einteilungsgrund schon ergeben. Von den beigeordneten Begriffen, mit denen er unter den übergeordneten Begriff Bauwerk fällt, unterscheidet er sich durch das auffällige Merkmal bedeutender Höhe bei geringem Umfange. Der Zweck der Höhe gab wieder die unterscheidenden Merkmale für die dem Gattungsbegriffe Turm untergeordneten Artbegriffe, nämlich Überblick, Mitteilung, Hochdruck. Überblick ist der nächstliegende Zweck; jeder der Hauptteile zerfällt wieder in Teile, die sich durch eigene Zeichen als Glieder der Unterabteilung von der ersteren unterscheiden. Es gäbe demnach vorderhand die Gliederung:

Der Turm ermöglicht

A. Überblick
   1. dem Naturfreund,
   2. dem Wächter,
   3. dem Krieger:

a) zum Angriff,
b) zur Verteidigung;

B. Mitteilung
1. fürs Ohr durch
a) die Glocken,
b) die Stimme;
2. fürs Auge
a) durch Leuchtfeuer,
b) durch Flaggen und Figuren;

C. Hochdruck.

Gesichtspunkte, nach denen die Oberabteilung und die Unterabteilung erfolgt, können sich viele bieten; so bei B. 1. auch:
a) dem Gläubigen (Kirchturm, Minarett),
b) dem Bürger (Rathausturm);
aber hat man sich für eine Einteilung entschieden, so darf sich eine andere nicht mehr einmengen.

Die Reihenfolge der Teile ist nicht unwichtig; so könnte bei A. 2, 3 auch dem Krieger der Wächter folgen, weil der Wächter eine eintretende Gefahr mitteilt, was den Übergang zu B anbahnt. In der andern Reihenfolge jedoch bietet sich vom Kriege durch Gegensatz (Friede sei ihr erst Geläute) der Übergang zum Kirchturm (B. 1.) oder auch vom Krieger zum Bürger. Auch die Stellung C B A ist wohl wirksamer.

Eine Disposition, die allzu stufenreich ist, verfehlt wieder ihren Zweck, eine übersichtliche, klare Angabe des Gedankenganges zu sein.

Auch darf die Zahl der Hauptglieder nicht zu groß sein. Am einfachsten ist die Zweiteilung (meist auf einem Gegensatze beruhend; z. B. Lieder zum Preise des Rheines: A. deutsche, B. nichtdeutsche) oder die Dreiteilung. Eine Disposition mit mehr Hauptteilen heißt vielgliederig.

Am einfachsten ist die Gliederung, die schon in der Fassung der Aufgabe liegt; z. B. „Beharren und Fortschritt“,

oder „Wahre Aufklärung bringt große Vorteile". A. Wesen, B. Vorteile der Aufklärung.

Die Hauptteile des Ganzen im Anfange kurz anzugeben, ist nur noch in der Kanzelrede gebräuchlich.

Die Reihenfolge der Beweisgründe ist wohl zu überlegen. Die stärksten müssen zuletzt kommen, ohne daß man darum mit dem schwächsten beginnen dürfte. Schwache Beweisgründe lasse man lieber ganz weg oder bringe sie innerhalb der Reihe geschickt unter (Cicero ad Herenn. III. 10).

§ 47. Einleitung und Schluß.

An die Einleitung geht man erst, nachdem das Hauptstück gegliedert ist. Sie ist notwendig, um die Hörer vorzubereiten; denn da die Beredsamkeit darin besteht, daß wir, wie Schopenhauer sich ausdrückt, „mittelst Worten den Strom der Gedanken in ihren Kopf leiten, mit solcher Gewalt, daß er den ihrer eigenen von dem Gange, den sie bereits genommen, ablenkt und in seinen Lauf mit fortreißt", so fällt der Einleitung die Aufgabe zu, die Hörer von ihrem Gedankengange abzulenken und sie zunächst auf die Richtung des eigenen Gedankenganges hinzulenken. Den Willen, einem bestimmten Gedankengange zu folgen, nennen wir Aufmerksamkeit. Man darf also, solange die Aufmerksamkeit nicht gewonnen ist, keinen Hauptpunkt der Aufgabe erörtern, sonst fiele man mit der Türe ins Haus. Es ist auch nie gleichgültig, welche Gedanken man zur Einleitung verwendet. „Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande", lautet ein Spruch Goethes, und Hippel bemerkt: „In diesem Anfange liegt alles; ist der gut, so ist mehr gut; ist er schlecht, so geb' ich für die ganze Schrift keinen Dreier."

Die Einleitung der Erzählung enthält das unmittelbar Vorausgehende, soweit es nötig ist, um auf die

eigentliche Geschichte vorzubereiten, also Angabe von Ort, Zeit und Personen der Handlung, vielleicht auch einen Hinweis, daß sich an diese Umstände eine lehrreiche, merkwürdige, unterhaltende Geschichte knüpfe — denn aufmerksam ist man auf das Große, das Eigentümliche, das Wunderbare, das Angenehme*).

Alles, was für den Verlauf der Vorgänge belanglos ist, muß fallen; das Märchen vom Hans im Glück erwähnt gar nicht, wer der Herr war und von welcher Art die Dienstleistung, die er mit dem Goldklumpen belohnte. Die Erzählung mit einer allgemeinen Betrachtung anzuheben, wie es Varnhagen liebt, ist selten zweckmäßig.

Für die Einleitung überhaupt bieten sich zwei Wege. Einmal eine äußerliche Anknüpfung: ein Vorkommnis der Vergangenheit oder Gegenwart beschäftigt aus irgend einem Grunde lebhaft unsere Aufmerksamkeit und Wißbegierde; ein Irrtum der jüngsten Tagesblätter fordert zu gründlicher Untersuchung heraus; der Ausspruch eines berühmten Mannes, Sätze eines Vorredners nötigen zur Entgegnung oder weiteren Ausführung; eine wichtige Frage reizt zu tieferem Nachdenken; dringender Wunsch um Aufschluß und Belehrung ist laut geworden; ein Erlebnis hat uns zu anziehenden Beobachtungen oder Entdeckungen geführt. So beginnt Karl Theodor Heigel**) eine Besprechung des Lebens und Wirkens des Humoristen Anton Bucher mit einem Erlebnis: Auf einem Sonntagsausfluge findet er vor einem Gewitter Zuflucht in einem Pfarrhause und lernt im Bücherzimmer des geistlichen Herrn die Werke des mit Unrecht vergessenen Schriftstellers kennen. Wer überhaupt den Sinn des Hörers auf Schaubares lenkt, hat seine Aufmerksamkeit gewonnen. Ein artiges Geschichtlein aus dem Altertume

*) Aristoteles, Rhetorik III. 14.
**) in den Vorträgen „Aus drei Jahrhunderten".

berichtet, Demosthenes habe einmal in einer stürmischen Volksversammlung sich erst dann Gehör zu verschaffen vermocht, als er eine seltsame Geschichte vom Schatten eines Esels anhob.

Zweitens bietet sich die innerliche Verbindung, indem man von einem allgemeinen oder verwandten oder entgegengesetzten Gedanken ausgeht.

Das Thema lautet „Nutzen des Eisens". Man vergegenwärtige sich zunächst die nebengeordneten Begriffe und den übergeordneten:

Metall

Gold, Silber, Kupfer, Eisen usw.

Es kann nun zur Einleitung das Metall überhaupt verwendet werden, indem man von der Erwägung, wie ungemein wichtig unter den Gaben der Erde die Metalle für den Menschen seien, zum Eisen überlenkt, um zu beweisen, wie es alle anderen Metalle an Nutzen übertrifft. Oder man könnte vom Gold ausgehen, von dem die Menschen träumen, worin sie den Inbegriff alles Glückbringenden und Wertvollen erblicken; aber während sie seinen Glanz und Wert über alles preisen, vergessen sie, wie viel wichtiger und nützlicher uns das Eisen ist. Man könnte auch mit dem Gegenteile anfangen, dem Schaden des Eisens, und auf irgend eine Dichterstelle hinweisen, wo das Eisen bezeichnet wird als der herzlose Diener, der in Mörder- und Feindeshand unsägliche Frevel ausführt und endlos Blut vergießt — und vom Schwert auf die Pflugschar übergehen.

Anders gestalten sich die Gedanken, wenn wir von folgender Überordnung ausgehen:

Metall

oxydierend	nichtoxydierend
Kupfer, Eisen usw.	Gold, Silber

Die Aufgabe soll das Silber behandeln. Nun könnte die Einleitung, wenn sie vom übergeordneten Begriffe ausgehen soll, nicht vom Metall überhaupt beginnen, sondern von den Edelmetallen; ihre Eigenschaft nicht zu rosten macht sie für uns wertvoll; ein wichtiger Vertreter der Edelmetalle ist das Silber. Wer aber vom Metall überhaupt spräche, dann auf die Edelmetalle käme und endlich zum Silber überginge, gäbe eine doppelte Einleitung, die schleppend, also fehlerhaft wäre.

Hebt man mit einem nebengeordneten Begriffe an, so ist wiederum nicht mehr Kupfer oder Eisen zu nehmen, sondern nur ein anderes, nichtoxydierendes Metall, z. B. das Gold. Es ist zwar das kostbarste Metall, aber oft setzt man wegen der Vorzüge des einen die edlen Eigenschaften des andern hintan, das Häufigere wird weniger geschätzt als das Seltenere; wir wollen heute einmal das Silber zum Rechte kommen lassen.

Ein anderes Beispiel: Die Lüge. Übergeordnet ist „Böses"; nebengeordnet: Verleumdung; Gegenteil: Wahrheit.

1. Das Böse nimmt so leicht von der Menschennatur Besitz; schon die Erzählung vom ersten Menschenpaare lehrt es uns; in allerlei Formen tritt es uns nahe, am gefährlichsten in der Lüge.

2. Die Verleumdung ist ein verbreitetes Übel. Wer verliert nicht den Gleichmut, wenn er nur das Wort hört? Wer von uns wäre nicht bereit, dagegen zu kämpfen? Aber kein Kampf wird gelingen, wenn man nicht die Lüge selbst bekämpft, die Mutter der Verleumdung.

3. Wahrheit. Sie ist schwer zu finden; wir erkennen und schätzen sie erst, wenn wir ihre Gegnerin kennen und verabscheuen lernen: die Lüge.

Eine äußerliche Anknüpfung wäre:

1. Bei den Persern wurde die Lüge gestraft; nach unserem Gesetz erfolgt Strafe nur, wenn durch die Lüge jemand ein empfindlicher Nachteil zugefügt worden ist. Denken wir vielleicht von der Lüge milder? Keineswegs!

2. Ein Zitat, etwa aus Homer: „Der ist mir verhaßt gleich den Pforten des Hades, der anders spricht als denkt." Ist dieser Widerwille begründet?

3. Äußerer Anlaß, etwa in einer Schulrede: ein Lehrer bemerkte mehrfach Neigung zur Lüge; einige Fälle haben ihn tief betrübt; er muß einmal eindringlich darüber sprechen.

Die Einleitung darf nicht so sein, daß sie auch für Aufgaben beliebigen anderen Inhaltes passen könnte, weil sie alsdann nicht auf das Hauptstück hinlenkt: sie wäre zu allgemein. Ebensowenig darf sie sich bereits mit einem Hauptpunkte der Ausführung eingehend befassen, weil sie damit den Hörer mitten in das Hauptstück führt, statt ihn vorzubereiten. Wenn das Thema unklar und schwierig scheint, läßt sich in der Einleitung erörten, was wir wohl darunter zu verstehen haben, welchen Sinn wir unterlegen müssen. (Samt und Seide löschen das Feuer auf dem Herde.)

Unter allen Umständen muß die Einleitung leicht und klar sein; denn wäre sie dunkel und schwerfällig, so müßte sie, statt ihrem Wesen gemäß die Aufmerksamkeit erst zu gewinnen, schon eine bedeutende Aufmerksamkeit voraussetzen, was widersinnig wäre.

Vor allem muß in der Einleitung der eigentlichen Rede, die ein bestimmtes Gefühl, wie Andacht, Teilnahme, Begeisterung, erwecken oder den Willen der Hörer zu einem Entschluß, einer Tat bestimmen will, das Verhältnis berücksichtigt werden, in dem die Hörer zum Gegenstande und zum Redner stehen: welche Kenntnisse man voraussetzen darf, welche Grundstimmung hergestellt werden soll, ob man Fremde oder

Freunde, Gegner oder Anhänger, Fachleute oder Nichtfachleute vor sich hat.

Schon die Alten verlangten vom Redner eine genaue Kenntnis des menschlichen Herzens, der menschlichen Leidenschaften und Verhältnisse. Aristoteles z. B. betont, wie jugendliche Zuhörer sich von bejahrten wesentlich unterscheiden in ihren Eigentümlichkeiten, vorherrschenden Wünschen und Stimmungen, und zieht daraus die Lehre: „Da nun jeder sich der seinem Sinne entsprechenden und sich annähernden Rede öffnet, so merkt man wohl, wie man die Rede handhaben müsse, um sich selbst und seinen Vortrag so darzustellen."

In diesem Sinne verlangten die Alten von der Einleitung, daß sie Das Wohlwollen der Hörer gewinne. Ein dreister und anmaßender Ton ist der unpassendste, der einer Einleitung gegeben werden kann. Nehmen wir an, in einem abgelegenen wohlhabenden Städtchen, dessen Bewohner am Althergebrachten festhalten, werden die Gassen noch mit Erdöl beleuchtet: ein Bürger will öffentlich die Einführung elektrischer Beleuchtung empfehlen. Für den ernsten, sachlich belehrenden Inhalt wäre eine scherzhafte Einleitung an und für sich unpassend, vollends verletzen müßte von vornherein schon ein spöttischer Hinweis auf die Mängel der jetzigen Beleuchtung; wenn der Redner, nachdem er die Anwesenden begrüßt, es bedauerte, daß man sich bei der spärlichen Helle nur schwer erkenne; daß er einen so starken Besuch nicht erhofft habe, da es ja doch keine Kleinigkeit sei, mit Einbruch der Dunkelheit sein Haus zu verlassen; daß er jeden beglückwünsche, der sich zum Ziele hierher gefunden, ohne unterwegs erheblichen Schaden zu nehmen. Man werde es unter solchen Umständen nicht unzeitgemäß finden, wenn er heute über die Einführung einer besseren Beleuchtung spreche; er wolle sich wenigstens bestreben, die Sache möglichst einleuchtend zu machen und ins rechte Licht zu setzen.

Ein solches Verfahren, in einem witzelnden Zeitalter bei einer anspruchsvoll auftretenden Jugend beliebt, widerstreitet dem Ernste des Gegenstandes und der Achtung vor den Hörern.

Der Umfang der Einleitung sei nicht zu groß, aber auch nicht zu klein; im allgemeinen ein Sechstel bis zu einem Achtel des Ganzen. Das nämliche gilt vom Schluß.

Der **Schluß** muß dem Hörer zur Empfindung bringen, daß die Gedankenreihe nicht etwa abbrach, sondern an ihrem Ziele angelangt, daß der Gegenstand wirklich erschöpft ist. Er muß sorgfältig im Ausdrucke sein; denn der letzte Eindruck ist bleibend.

Die Erzählung beschließt ein Hinweis auf die Folgen oder die Bedeutung des Vorganges; was selbstverständlich ist, bleibt weg*). Die Beschreibung endet in einer Zusammenfassung des Gesamteindruckes. Die belehrende Abhandlung schließt ein kurzer Überblick über die Ergebnisse der Untersuchung, ein Zusammenschluß in einer Folgerung, eine Warnung vor unbegründeten Folgerungen; oder, soweit es in der Einleitung noch nicht geschah, eine Verallgemeinerung, ein Hinweis auf Ähnliches oder eine Anwendung, in einem Winke, Rate, Vorsatze bestehend, oder, daß der gewonnene Eindruck bleibend hafte, ein treffender Denkspruch.

§ 48. Vorbilder für Dispositionen.

„Alle Fehler verzeihe ich gern," sagt Herder, „nur die Fehler der Disposition nicht." Den besten Einblick in deren Wesen gewinnen wir durch das Studium musterhafter Lesestücke. Es empfehlen sich zum Disponieren: Moltkes Aufsatz vom Jahre 1841 „Über die westliche Grenzfrage", aus

*) Vergl. Goethes Novelle und seine Äußerungen darüber gegen Eckermann.

A. v. Humboldts Ansichten der Natur: „Über Steppen und Wüsten", aus Rankes deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation die Charakteristik Maximilians des Ersten, die ersten acht Kapitel von A. W. v. Schlegels englischem und spanischem Theater, die ausgewählten Reden von Engel, Döderlein, Geissel, Döllinger, Graf Eulenburg (in Aug. Brunners Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke), Abschnitte aus W. H. Riehls bürgerlicher Gesellschaft (Schulausgabe in Cottas Verlag) usw.

Da sich bei manchen Aufgabengruppen die Dispositionen ziemlich ähnlich sehen, hat man schon im Altertum zur Übung der Schüler feste Schablonen gegeben. Zu den gebräuchlichsten gehört die vom Rhetor Aphthonius im 4. Jahrh. n. Chr. aufgestellte Disposition zur Bearbeitung von Sprichwörtern und Sentenzen, die Chrie (von chreia die Anwendung, d. h. ein bedeutender Ausspruch auf bestimmte Fälle angewendet). Sie enthält acht Teile.

1. Eingang (exordium): einführende Bemerkung über den ausgezeichneten Mann, dem wir den Ausspruch verdanken, oder über die Eigenart des Volkes, dem das Sprichwort angehört.

2. Erläuterungen des Themas (expositio): genaue Wort- und Sacherklärung.

3. Begründung (causa): die Wahrheit durch Gründe erwiesen.

4. Gegenteil (contrarium): entgegenstehende Meinung widerlegt.

5. Gleichnis (simile): ähnliche Erscheinung in der Natur.

6. Beispiel (exemplum): Fälle aus dem täglichen Leben und der Geschichte.

7. Zeugnis (testimonium): bestätigende Aussprüche großer Männer, übereinstimmende Sprichwörter, Sitten, Gebräuche.

8. Schluß (conclusio): kurze Zusammenfassung mit Nutzanwendung, zumeist an den Willen sich wendend.

Nummer 3 ist der Hauptteil; 3 und 4 entsprechen dem deduktorischen Beweise (direkt und indirekt), 5 dem Analogiebeweise, 6 dem induktorischen und 7 dem Autoritätsbeweise.

Die Chrie ist ein bewährter Behelf für Anfänger; es wäre aber verkehrt, sie gewohnheitsmäßig anzuwenden.

E. Die Ausarbeitung.

§ 49. Niederschrift und Vollendung.

Was die Disposition mit einem kurzen Schlagwort andeutet, bekommt in der Ausführung Fülle und Gestalt; was in der Disposition scharf getrennt ist, wird in der Ausarbeitung verwoben. Die halbe Arbeit ist schon getan, sofern man die Aufgabe genau bestimmt, erschöpfend durchdacht und natürlich gegliedert hat. In Lichtenbergs guten Ratschlägen heißt es: „Nicht eher an die Ausarbeitung zu gehen, als bis man mit der ganzen Anlage zufrieden ist, das gibt Mut und erleichtert die Arbeit.“ Zum klaren Gedankengang gesellt sich alsdann leicht der treffende Ausdruck. „Hast du den Gedanken einmal fest und klar ergriffen, dann drücke ihn selbst aus, wie du willst, und so mannigfaltig, als du willst, du bist sicher, daß du ihn immer gut ausdrücken wirst.“ (Fichte.)

Allerdings muß man nur bestimmt, wahr und natürlich schreiben wollen. Wer an die Ausführung mit dem Streben geht, möglichst Schönes und Gelehrtes zu sagen, wird nichts Erquickliches liefern. Freiherr vom Stein lobt einmal den ehrlichen Arndt mit den Worten: „Recht so! Sie sind immer kurz und gerade aus; ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge: sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen.“ Der mit Bildern und künstlichem Satzbau großtuende Schönredner beherzige die Worte, die Thomas

Abbt an Moses Mendelssohn schrieb: „Ich erinnere mich, daß Sie mir einst gesagt haben, in der Prosa muß kein Bild, keine Schilderei, kein Gleichnis, keine Figur angebracht werden, die bloß zum Schmucke dasteht, sondern sie müssen erläutern."

Die Gedanken müssen immer *fortschreiten*; über Nebensächliches gehe man deshalb schnell weg. Schopenhauer bemerkt einmal: „Fichtes Vortrag ist wohl deutlich und er spricht langsam; doch verweilt er mir oft zu lange auf leicht zu verstehenden Dingen und wiederholt sie mit anderen Worten, so daß die Aufmerksamkeit ermüdet, das schon Begriffene länger anzuhören, und eben dadurch zerstreut wird."

Der *Gefahr, allzu wortreich zu werden*, ist man namentlich in der Beschreibung und Schilderung ausgesetzt. Der Meister der Naturschilderung, A. von Humboldt, hat das selbst empfunden und in der Vorrede zu den Ansichten der Natur ausgesprochen: „Reichtum der Natur veranlaßt Anhäufung einzelner Bilder, und Anhäufung stört die Ruhe und den Totaleindruck des Gemäldes. Das Gefühl und die Phantasie ansprechend, artet der Stil leicht in eine dichterische Prosa aus."

Aber *auch nicht eilig und sprunghaft* bewege sich der Vortrag: „Schlechte Schriftsteller häufen die grellsten Gegensätze unbehutsam aufeinander und erreichen nichts anderes als die natürliche Folge, daß entgegengesetzte Vorstellungen einander verdrängen und den Geist leer lassen." (Herbart.)

Wie schwer es ist, den rechten Mittelweg zu treffen, bekennt Schopenhauer: „Eine große Schwierigkeit des Vortrags liegt darin, daß einerseits Reichtum und Fülle des Ausdrucks und der Gedanken den Eindruck der Rede auf den höchsten Grad der Stärke bringt, andrerseits aber jeder überflüssige Gedanke und Ausdruck die Kraft der passenden und treffenden schwächt wie zugegossenes Wasser einen Trank. Die Kunst des Vortrags besteht darin, hier das rechte Maß

zu halten und mit scharfem Urteil das Wesentliche und stark Bezeichnende auszuwählen, alles Unwesentliche und Schwächere aber zu verwerfen. Es ist daher ebensoviel Weisheit im Weglassen als im Hinsetzen erfordert." So gilt auch hier, was Anselm Feuerbach von der Kunst sagt: „Stil ist richtiges Weglassen des Unwesentlichen."

Wem eine frische, natürliche Darstellung nicht gelingen will, der denke sich, wie bei der Stoffsammlung, ein bestimmtes Wesen, dem er seine Gedanken mitteilt; so fließen bei Abhandlungen auch die Figuren der Frage, des Ausrufes, und was sonst für Wendungen das Leben einer unmittelbaren Verhandlung verleihen, leicht und natürlich ein und machen den Satzbau beweglicher.

Jeder Gedanke soll sich an den anderen ungezwungen anschließen, nicht nur dem Inhalte nach, sondern auch in der sprachlichen Form, durch geschickt überleitende Wendungen, die Übergänge; sie vor allem geben der Rede den leichten Fluß. Der Mangel an Übergängen gewährt dem Hörer keine Ruhepause und kein deutliches Bild der Gliederung; Mangel an Abwechslung in den Übergängen macht den Vortrag unbeholfen und eintönig, wenn z. B. der Erzähler die Folge der Vorgänge gewohnheitsmäßig nur mit als und da kennzeichnet. Bei abhandelnden Stücken hebe man die wichtigsten Teile mit zunächst, vor allem, besonders und ähnlichen Wörtern heraus, bringe Gleichartiges anknüpfend mit auch, aber auch, sodann, ferner, außerdem, steigernd mit erst gar, vollends, räume Widersprechendes mit zwar, wohl, allerdings ein, bezeichne den Gegensatz mit aber, doch, jedoch, dagegen, indessen; dem abschließenden Glied einer Gedankenreihe gebührt einschließlich, endlich, zuletzt, also, demnach, somit, und so — denn. Oft leitet ein durch Inversion vorgestelltes Wort geschickt über.

Eine Aufzählung mit erstens, zweitens ist hölzern. Den Fluß der Rede stören aufgebauschte Überleitungen nach Art der folgenden: „Nachdem wir nun den Verlauf des Krieges genau behandelt haben, wollen wir auch gründlich seine Folgen betrachten.“ Allerdings werden umfangreichere Abschnitte zweckmäßig durch selbständige Sätze verknüpft, die zugleich das Vorausgegangene zusammenfassen und auf das Folgende vorbereiten, doch gehört dazu einiges Geschick, das man sich nur durch aufmerksame Zergliederung trefflicher Musterstücke aneignet. Einige Beispiele mögen dazu anleiten. „Wie der Kampf, waren auch die Zustände, welche nach dem Kriege eintraten, außer allem Vergleich mit andern Niederlagen zivilisierter Völker.“ (Gust. Freytag.) Mommsen, das Theater am Ende der römischen Republik besprechend: „Mit der Nichtigkeit der Bühnenliteratur Hand in Hand geht die Steigerung des Bühnenspiels und der Bühnenpracht“, oder derselbe, von der Literatur zur Kunst überleitend: „Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Kunst, so zeigen auch hier sich dieselben unerfreulichen Erscheinungen, die das geistige Leben dieser Periode erfüllen.“ G. Weber, in der Einleitung zur allg. Weltgeschichte, von den Völkerberührungen im Krieg übergehend zu denen des Friedens: „Wenn wir aber dem Kriege seine Ehre geben, wollen wir darum die Künste des Friedens und die segensvollen Wirkungen des ruhigen Verkehrs und der Handelstätigkeit nicht unterschätzen oder verkleinern.“

In der Niederschrift wird der Übergang zu einem neuen Abschnitte durch eine neue Zeile kenntlich gemacht.

Das fertige Ganze unterwirft man schließlich noch einer eingehenden Prüfung, und zwar, wo es die Umstände erlauben, erst nach einiger Zeit, weil man das Verfaßte dann wie etwas Fremdes unbefangener beurteilt. Da gibt es noch schleppende Stellen zu kürzen, wichtige Punkte bedeut-

samer hervorzuheben, da und dort noch eine kleine Ergänzung oder lebendigere Färbung anzubringen, Verstöße gegen Inhalt und Form zu beseitigen; dabei ist noch der Klang und die Rundung der Sätze zu beachten. Für all das ist das geeignetste Mittel, laut vorzulesen. „Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich, man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu sein, bemerken", sagt Herder; und ähnlich äußert sich Schleiermacher: „Alles ordnet sich bestimmter, wenn ich spreche; oft überrascht mich selbst mitten im Vortrage etwas einzelnes, was von selbst hervorgeht, ohne daß ich daran gedacht hatte."

Immer werden wir noch dies und das bemerken, was uns bei der Ausarbeitung entgangen war, und wären es auch nur kleine Widersprüche in Beiwörtern oder Nebenumständen. Ist es doch einem Eichendorff begegnet, im ersten Kapitel der Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts", daß morgens der Schnee emsig vom Dache tröpfelt und mittags, zwei Seiten weiter, „alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern".

„Die Feile soll glätten," meint Quintilian, „aber nicht zerreiben." Wenn man sich in Ausbesserungen nicht genug tun kann, verliert das Ganze den Ton der Natürlichkeit, man merkt ihm das Gekünstelte an, es wird frostig. Lichtenberg, der feinsinnige Leser und Schriftsteller, gibt die goldene Regel: „Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift, die Mühe ansehen, die sie gekostet."

§ 50. Der Vortrag.

Es wurden bis hierher die Gesetze guter deutscher Prosa der Hauptsache nach entwickelt; eine Anleitung für den öffentlichen Vortrag, die Rede im engeren Sinne, fällt, als etwas Besonderes, nicht in den Rahmen dieses Werkchens; doch mögen einige Winke folgen.

Wer es sich von jeher zur Regel gemacht hat, alles sorgsam zu erwägen, wird wohl, sofern er im Denken nicht zu schwerfällig ist, auch dann etwas Brauchbares vorbringen, wenn er einmal, durch die Umstände gezwungen, ein Thema behandeln muß, ohne erst zu einer gründlichen Stoffsammlung und Gliederung Zeit zu haben. Wer aus dem Stegreif zu reden hat, halte sich kurz, sachlich, ruhig.

Der mündliche Vortrag erfordert eine gute, reine Aussprache, eine geschulte Stimme und eine gemessene Miene und Bewegung. Rat kann man sich holen aus:

R. Erbe, Leichtfaßliche Regeln für die Aussprache des Deutschen. Stuttg. 1894.

R. Benedix, Der mündliche Vortrag. 3 Bd. 3. A. Leipzig 1871.

E. Palleske, Die Kunst des Vortrags. 2. A. Stuttg. 1884.

J. J. Engel, Ideen zu einer Mimik. 2 Bd. Berl. 1785.

Dritter Teil.

Muster deutscher Prosa.

Die Redelehre gibt wohl Einblick in das Wesen guter Darstellung und soll zu Prosa anleiten; fruchtbar aber wird sie erst für den, der sich an guten Mustern bildet. Hierin liegt die größte Förderung. „Es ist unverkennbar," schreibt W. v. Humboldt einer Freundin, „daß Sie nur unsere besten Schriftsteller gelesen, ja mit ihnen gelebt haben, so hat sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Stil gebildet; Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie gesucht oder schwülstig ist."

So rechtfertigt es sich, wenn auf die Redelehre eine Aufzählung musterhafter Prosaisten mit Hervorhebung ihrer stilistischen Vorzüge folgt*).

Der Jungbrunnen für die Sprache unserer größten Schriftsteller war Luthers Prosa, vor allem die Bibelübersetzung. Sie gelang ihm so wunderbar, weil er die Sprache seinem Volk abgelauscht hatte. Im Sendbrief vom Dolmetschen bemerkt er: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden." Wohl steht er im Satzbau noch oft unter dem Banne griechisch-römischer Vorlage, z. B. Apostelgeschichte 11, 23: „Welcher, da er hingekommen war und sah die Gnade Gottes, ward er froh"; doch stets kerndeutsch ist er in Wort und Wendung, vom kindlichen Scherz in den Fabeln, dem Brief an seinen Sohn Hänschen, der Klageschrift der Vögel bis zu seinen heftigen Streitschriften**).

Leider sank die Prosa rasch wieder von dieser Höhe. Die Stubengelehrsamkeit schöpfte nicht mehr aus dem Borne der lebendigen Volkssprache, sondern geriet in die alte Abhängigkeit vom lateinischen Vorbilde; der wachsende Einfluß Frankreichs überschwemmte den Wortschatz mit fremden Wörtern, und der Niedergang des Wohlstandes, der Bildung und Sitte im großen Bürgerkriege hatte auch eine Verrohung der Schriftwerke in Aufbau und Inhalt zur Folge. Wirklich deutsche, wenn auch derbe Sprache tritt uns unter den Werken jener Zeit in der anschaulichen Erzählung Grimmelshausens, der lebendigen Predigt Abrahams a Santa

*) Vergl. dazu Sammlung Göschen Nr. 20: Deutsche Grammatik, Anhang, und Nr. 31: Deutsche Literaturgeschichte.

**) C. Franke, Grundriß der Schriftsprache Luthers. Görl. 1888.

Clara entgegen. Sprachgesellschaften bemühten sich indessen, das eingedrungene Fremde auszumerzen; seit Thomasius gewann das Deutsche langsam auch in der Wissenschaft wieder Boden; durch das Streben tüchtiger Männer, wie des Philosophen Wolf, vor allem deutlich und verständlich zu sein, verlor der Satzbau die ungelenke Breite. Gottsched beseitigte den Schwulst, die Überladung mit hochtrabenden Beiwörtern, indem er auf nüchterne Klarheit drang und alle ungewöhnlichen Bilder und gesuchten Wendungen, auch die fremden Wörter verpönte.

So hatte man kräftig ausräumend des Guten viel getan. Aber im Streben, das Fremde, die Schnörkel fernzuhalten, wurde man einseitig, trocken, steif und pedantisch; dem engen Anschauungs- und Wirkungskreise der Schriftsteller entsprach die Nüchternheit ihrer Sprache. Es war die Zeit, als Goethe nach Leipzig kam. Er sagt darüber: „Bei dem bisherigen Stil konnte man das Gemeine nicht vom Bessern unterscheiden, weil alles untereinander ins Flache gezogen ward"; man fühlte, „daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne."

Vorboten besserer Zeit sind: Liscow mit seinen kurzen, klaren, lebendigen Sätzen, Rabener mit den zahmen, aber anmutig geschriebenen Satiren und Gellert, der an der Universität in Leipzig, wo auch Goethe zu seinen Schülern zählt, Anleitungen im prosaischen Stil gibt und selbst in natürlich fließenden, das Wichtige leicht und sicher heraushebenden Sätzen schreibt.

Der Boden ist geebnet für das Auftreten schöpferischer Geister, die für neue und fruchtbare Gedanken neuen und anregenden Ausdruck schaffen: für einen Winckelmann, der in edler Prosa das Verständnis für hellenische Kunst

erschloß und in der Schilderung des Apollo von Belvedere, des Laokoon Worte findet, worin sich Begeisterung mit Schlichtheit paart; Thomas Abbt schreibt in gedrungener, männlicher Sprache vom Verdienste, vom Tode für das Vaterland. Beide regen Lessing und Herder mächtig an.

Lessing behandelt alles gründlich und erschöpfend, wird aber nie lehrhaft und trocken; denn er verarbeitet sein reiches Wissen mit ungemeinem Scharfsinn, der alles Unbrauchbare unerbittlich absondert. Er äußert sich hierüber in den Briefen antiquarischen Inhaltes gegen Goetze: „Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken oder, wenn es damit zu spät sein sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Not für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheint nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheint nicht, daß Sie das Bedürfnis, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle; Sie sammeln noch, und ich werfe schon wieder weg."

Im unermüdlichen Streben nach Wahrheit wird er zum Vorkämpfer gegen alles Falsche; er „hält sich", wie Goethe zu Eckermann sagt, „seiner polemischen Natur nach am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache." So ist in seinen Sätzen alles bestimmt, scharf, begrenzt, knapp; nichts Unklares darf zurückbleiben. Darum bearbeitet er gerne kleinere Ganze.

In allem aber, was er behandelt, sehen wir seine Gedanken entstehen und wachsen; er bindet sich nicht an geschlossene Gliederung des Gefundenen, er zwingt den Leser, mit ihm zu finden. Oft scheint er abzuschweifen und wieder einzubiegen. „Ich lenke mich wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat", bemerkt er

einmal im Laokoon; aber er hat das Ziel fest im Auge. Sein Geist ist nur zu lebhaft, als daß er zu lange auf einem Punkte verweilen könnte.

In leichten, raschen Übergängen schreitet die Entwicklung vor. Dazu verwendet er alle Mittel der lebhaften Erörterung: seine Kunst, die Handlung des Bühnenstückes in treibender Wechselrede zu beschleunigen, seine leidenschaftliche Freude, mit geistvollen Freunden Meinungen zu verfechten oder zu widerlegen, zeigt sich auch in seiner abhandelnden Prosa. Bald wird der Leser, bald ein Gegner mit Frage, Anrede, Einwurf in regste Verhandlung hereingezogen.

Zur Lebendigkeit gesellt sich die Anschaulichkeit, da sein mächtig arbeitender Geist die treffendsten Bilder und Gleichnisse findet. Dabei ist er immer natürlich; denn seiner geraden Art war alles Steife, alle gemachte Würde zuwider, wie er denn auch in seinem ganzen Auftreten, seines Wertes bewußt, den Schein verschmähte. Auf diesen einzigen Mann trifft so recht der Satz Buffons zu: Le stile c'est l'homme; in seiner Sprache spiegelt sich sein Wesen*).

Sein Laokoon wirkt mächtig auf Goethes erzählende und beschreibende Prosa. „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns übte. Auf einmal war der Unterschied der bildenden und Redekünste klar.“ (Goethe, Aus meinem Leben.) Mit dem schwülstig beschreibenden Stil war nun endgültig aufgeräumt.

Außerordentliches Wissen besaß auch **Herder**; als Knabe hatte er heimlich die Nächte durch gelesen. Aber während Lessing sein Wissen vornehmlich mit dem Verstande verarbeitet, stellt Herder das seinige mehr in den Dienst der

*) A. Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache. Braunschweig 1875. Samml. Göschen Nr. 7—10.

Phantasie. Jener zerlegt, geht ins Kleine, gewinnt klaren Einblick; dieser verbindet, geht ins Große, sucht Zusammenhänge mit einem Ganzen, gibt Überblick und Ausblick. In ihm verkörpert sich alles neue Streben, er ist der ahnende, pfadweisende Anreger und ist hinter denen, die jene Pfade weiterbahnten, unbillig von der Menge vergessen worden.

In Straßburg lernte ihn der junge Goethe kennen und erfuhr bald seinen mächtigen Einfluß. „Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für Gärung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen." (Goethe, Aus m. L.)

Indem er sich feinsinnig in die Denkmäler ältester Dichtung vertiefte, erkannte er nicht nur das Wesen der Poesie und des Volksliedes, sondern den Jugendzustand der Sprache überhaupt, die allmählich erst durch festere Konstruktion zur Sprache der Prosa wurde. Er stellte das Verhältnis zwischen Prosa und Poesie klar und zeigte, indem er auf die Sprache Luthers und des Volkes wies, die Quellen, wo sich das Deutsche verjüngen kann. Der Sprache der Wissenschaft, dem Bücherton setzte er die Sprache des Umgangs gegenüber, die Prosa, „die vom Munde weg spricht". Die großen Gesetze der Sprache waren nun aufgedeckt, ihre eigenartige Schönheit, Freiheit und Beweglichkeit offenbar; vorbei war es mit dem Ansehen erkünstelter Regeln, mit der äußerlichen Nachahmung fremder Vorzüge.

So ist auch seine eigene Sprache frisch und frei, schöpferisch, mit ihren Auslassungen und Kürzungen biegsam wie die mündliche Rede, mit Inversionen sich den Wendungen des Gedankens anschmiegend: bald durch die Fülle sinniger und prächtiger Bilder schwungvoll gehoben, die letzten Dämme Gottschedischer Nüchternheit durchbrechend, bald wieder, seiner

ungeduldigen und reizbaren Art entsprechend, kurz und sprunghaft; im Alter allerdings, wo Mißmut und Verstimmung zunahmen, oft heftigen und unerquicklichen Tones.

Als Herders vorzüglichstes Werk bezeichnet Goethe die „Ideen"; zur Einführung in seine Art eignen sich am besten seine Schulreden und Literaturbriefe, ferner die kleineren Aufsätze zur Literatur und Kunst.

An diese Vorgänger schließt sich Goethe als vollendeter **Erzähler.** Den Weg fand er, wie er gerne anerkennt, teilweise geebnet durch **Wieland,** der die Aufmerksamkeit des Adels wieder für die deutsche Dichtung gewann — allerdings, indem er in Wahl und Behandlung des Stoffes den leichtlebigen, vornehmeren Kreisen Zugeständnisse machte, aber auch durch seine Darstellung, die mit behaglicher Fülle heitere Anmut verband. „Daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann."*)

Er beseitigte den gespreizten Stil durch Beweglichkeit im Ausdruck für die feinen Abstufungen des Gefühls, für die Sprache des Herzens. Seine Geschichte der Abderiten ist zu empfehlen.

Nun tritt **Goethe** auf mit Werther. Rasch sind Personen, Ort und Stimmung gegeben; mit ruhiger Sicherheit schreitet die Entwicklung vorwärts, voll und entschieden ist der Schluß. „Ein Stein, langsam zum Gipfel des Berges emporgetragen,

*) Goethe, Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland.

rollt losgelassen schnell und um so schneller abwärts, je näher er dem Tale kommt. So ist es auch, daß Lösung und Schlichtung dichterisch aufgeworfener Konflikte im Verhältnis zur Schürzung ungemein rasch vor sich geht.“*)

Lessings Lehre wirkte bis ins einzelne. Die Landschaft, alles Umgebende ist frisch und unmittelbar erfaßt und mit wenigen Strichen gezeichnet; es findet sich hierbei keine oberflächliche Aufzählung von Einzelheiten, keine erläuternde Einführung der Personen: redend und handelnd führen sich diese selber ein und werden nur gelegentlich noch, im Verlaufe, durch ein andeutendes Wort des Dichters schärfer bestimmt. Ebenso ist er, obwohl ihm eine unerschöpfliche Fülle mannigfacher Eigenschaftswörter zu Gebote steht, sparsam im Gebrauche des Beiwortes; gerade das schlichteste Wort ist ihm das liebste.

Die Bilder sind nie aufdringlich, denn jedes ist am rechten Platze, jedes ist wahr und so recht aus dem Leben gegriffen; darum wird er nie überschwenglich, sondern bleibt immer natürlich. „Er gibt stets ein Ding an Stelle eines Wortes“, rühmt ihm der Amerikaner Emerson nach. Liegt doch allem, was er schildert, frohe, liebevolle Welt- und Menschenbetrachtung zugrunde. Schon ein Zeitgenosse bemerkte treffend, Goethe denke gegenständlich, d. h. sein Denken bewege sich stets in lebendiger, klarer Anschauung des Gegenstandes auch in den rein abhandelnden Schriften. „Ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen,“ sagt er als Greis zu Eckermann; „die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.“ Das gibt seiner Sprache die sanfte Bewegung, im Gegensatze zu Lessings Schärfe und Ungestüm.

*) Goethe und die Erzählungskunst; Vortr. v. B. Auerbach 1861.

Die freie Stellung, die Knappheit der Rede, im Sinne Herders, verleiht der Prosa zu ihrer Anschaulichkeit lebendige Frische. Bald derb und kräftig, bald zart und lieblich, schließt sie sich jeder Stimmung an. Der Satzbau ist klangvoll, weder hastig von Punkt zu Punkt eilend, was Goethe eine frauenzimmerliche Schreibweise nennt, noch schwerfällig zu langen Satzgliedern ausholend. „Im Satzbau beobachtet Goethe jene Schrittmäßigkeit — ein eigens von ihm geschaffenes treffendes Wort —, so daß der Leser leicht und bequem mit fortwandelt." (Auerbach a. a. O. S. 43.)

Die Jugendwerke wurden 1790 überarbeitet, derbe Ausdrücke wurden gemildert, kecke Eigenheiten beseitigt. Von da ab bildet sich merklich der Altersstil aus: an Stelle der Beweglichkeit tritt die gemessene Ruhe, die Lehrhaftigkeit des Alters; Lieblingsworte, wie heiter, bedeutend, stellen sich öfter ein, der Satzbau wird behaglich breit und ebenmäßig abgewogen*).

Im Werther ist die Reihe der äußeren Vorgänge spärlich im Vergleiche mit den inneren, den Stimmungen und Leidenschaften. In den späteren Werken wiegt mehr und mehr das Geistige vor; auch in der Lebensbeschreibung gibt jede Begebenheit Anlaß zu sinniger, geistvoller, weitblickender Betrachtung. „Er lebte", wie Emerson schreibt, „in einer kleinen Stadt, in einem kleinen und ohnmächtigen Staate und zu einer Zeit, wo Deutschland keine derartig führende Rolle spielte, um das Herz seiner Söhne mit dem Stolze zu erfüllen, wie er einen Franzosen oder Engländer oder in alten Zeiten einen Römer oder Griechen begeistern konnte. Aber trotzdem findet sich in Goethes Dichtungen keine Spur provinzieller Beschränkung."

*) J. A. O. L. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist. Marienwerder Programm 1849. Berlin 1852. Derſ., Über Goethes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke. 1840.

Bei Jean Paul dagegen finden wir das enge Leben gezeichnet und auch das nicht in festen, sicheren Strichen; die dürftige Handlung verschwindet fast unter den Empfindungen und Betrachtungen, und trotz aller schönen Gedanken über Gott und Seele, Freundschaft und Liebe, Tod und Unsterblichkeit erhebt sich die Erzählung nicht zur freien Höhe Goethischen Geistes. Seine Gestalten haben weiche Empfindung, aber keinen scharfen Charakter; die Betrachtungen erwachsen nicht aus der Handlung, sondern werden in die Erzählung hineingetragen. Zu diesem wuchernden Beiwerke von Anspielungen und Einfällen verleitet ihn der Stil Hippels und der englischen Humoristen; doch lag es auch in seiner eigenen Entwicklung begründet.

In bitterer Not aufwachsend, mußte er sich selbst fortbilden und speicherte, indem er unglaublich viel aus allen Gebieten las, das bunteste Wissen auf, das er ebenso bunt in seine Erzählung verflocht. Mit diesem Reichtum beladen, sind seine Sätze schwer und lang. Er fordert einen ungemein entschlossenen Leser; in fremde Sprachen ist er gar nicht übertragbar. Kurz — er ist ein Muster, wie man nicht schreiben soll. Wer ihn kennen lernen will, lese kleinere Stücke: Das Schulmeisterlein Wuz, Rektor Fälbels Reise.

Die Romantiker retten sich aus dem engen Leben in die Welt des Rittertums, der Minne und Andacht des Mittelalters. Aber auch da entsteht kein volles Bild; es bleibt einseitig, weil es noch nicht auf allseitiger Erforschung jener Zeit beruht.

Das Abenteuerliche, Wunderbare wird zum Unheimlichen, endlich sogar zum Spukhaften; die Erzählungen bleiben dämmerig unklar, der natürliche Zusammenhang der Dinge wird zerrissen, das Ganze ist ungleich durchgebildet und oft auch äußerlich nicht einmal ein Ganzes, wie Arnims Kronenwächter oder Novalis' Heinrich von Ofterdingen.

Das Mißbehagen über die eigenen engen Verhältnisse

mischt sich in die Darstellung der entschwundenen Zeit; absichtlich stören die Erzähler durch Anspielungen und spöttische Betrachtungen, durch willkürliche Einfälle den Fortgang der Ereignisse und den Leser.

Wenige Werke jener Zeit halten sich frei davon. So erfreut uns Chamissos Schlemihl durch gefällige Entwicklung, Kleistens Kohlhaas durch das unerbittliche Fortschreiten der Handlung; kunstvoll aufgebaut ist Brentanos ergreifende Geschichte vom braven Kasperl, anmutig fesselnd Eichendorffs träumerische Erzählung aus dem Leben eines Taugenichts und anschaulich geschildert Arnims „toller Invalide auf Fort Ratonneau“. Kleistens spannender Kohlhaas ward lange kaum beachtet; sein mit Nebensätzen überladener Stil hat sich glücklicherweise nicht weiter eingebürgert.

Größeren Einfluß gewann **Tieck**, der in seinen späteren Werken den alten Goethe nachahmte. Dieser streute nämlich mit wachsender Vorliebe in die Erzählung Gespräche über Fragen der Kunst und des Lebens ein, die er den Personen mit einer behaglichen Ausführlichkeit in den Mund legte. Durch diese Gespräche werden die Personen, die den gebildeten Kreisen angehören, schärfer beleuchtet und beleuchten wiederum die Handlung selbst. So wendet sich auch Tieck in seinen Erzählungen dem Leben der Gegenwart zu: das Denken, Fühlen und Handeln der Personen wird ihrem Range, ihrem Berufe genauer angemessen. Aber die eingeflochtenen Gespräche bewegen sich gern außerhalb der Handlung über beliebige Dinge und finden oft kein Ende; der bewunderte Vorleser dramatischer Stücke verwischt die Grenzen zwischen der erzählten und der bühnenmäßig in Rede und Gegenrede sich abwickelnden Handlung. Doch ist er der Vater der modernen Novelle; seine Sätze fließen in ruhigem Ebenmaße, auch sucht er zuerst nach eigenen Studien ein Zeitalter treu zu schildern, wie in den Shakespearenovellen.

Was er begonnen, wird wesentlich weitergebildet, zumal unter dem Einflusse Walter Scotts. Dessen Geschichtsromane führen Menschen vor, wie sie in ihrer Gegend, in ihren Verhältnissen, in ihrer Zeit lebten oder nicht anders gelebt haben konnten. Damit wurde die Aufgabe, ein treues Zeitbild zu entrollen, zum künstlerischen Gesetze und gestattete keine willkürliche Behandlung mehr. Alsbald entstehen auch in Deutschland farbenreiche Geschichtsbilder: auf schwäbischem Boden spielt Hauffs Lichtenstein, Willibald Alexis erweckt die geschichtlichen Gestalten der Mark Brandenburg, Spindlers Jude führt uns zum Konzil nach Konstanz. Alles ist leicht und gefällig geschrieben, namentlich Hauff arbeitete ungemein rasch und sicher.

Bald hat sich der deutsche Geschichtsroman alle Jahrhunderte erobert und gibt der Erzählung die Färbung der Zeit durch altertümliche Wendungen, die durch das Studium der alten Quellen dem Schriftsteller geläufig und durch sein Werk dem Volke wieder vertraut werden. Wir nennen Scheffels Ekkehard und die ersten Bände der Ahnen von Gustav Freytag.

Die größere sachliche Treue zeigt sich auch in der Erfassung der Stände. Der westfälische Hofschulze wird lebenswahr in Immermanns Oberhof gezeichnet und eröffnet die Reihe der Bauerngeschichten; die Schwarzwälder finden ihren Berthold Auerbach, der die Dörfler zwar mit städtischem Empfinden ausstattet, aber ihre Gespräche in echter Mundart wiedergibt; die Steiermärker haben ihren Rosegger. Leider wenig bekannt sind Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries, deren ruhige, abgewogene Sprache Goethischen Einfluß bekundet. Unter den Heimatschilderern der Gegenwart ragt der Schleswiger Frenssen hervor.

Das Wirken des Kaufmanns wird von Gustav Freytag erfaßt in Soll und Haben, der Vagabunden Leben und Treiben von Holtei.

Leider wird die getreue Wiedergabe des Lebens endlich zum Hauptzweck, und in den Schichten des Volkes immer tiefer steigend und mit Vorliebe das Elend und die Verkommenheit zum Stoffe wählend, wird sie zum einseitigen Realismus, dem die vollendete Form nicht mehr ein hohes Ziel ist, der wohl Photographien, aber keine Gemälde des Lebens liefert. Solche Werke sind ein Unsegen für die Jugend, die mit frischem Lebensmute erfüllt werden soll. „Nur diejenige Erzählung", sagt Goethe, „verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Überzeugung eines Besseren selbst gegen seine Meinung zu handeln."

Neben den Wandlungen in der Wahl und Gestaltung des Stoffes vollzieht sich seit Anfang dieses Jahrhunderts eine Klärung in der Form und im Tone der Erzählung; es wächst mit dem treuen Erfassen der Wirklichkeit das Verständnis für die Art, wie das Volk wirklich erzählt. Hebel, der uns das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes schenkte, lauschte seinen alemannischen Landsleuten ihre Wendungen ab. Berthold Auerbach ahmt ihn im Schatzkästlein des Gevattersmanns nach. L. Aurbacher, der gleich Hebel teilweise aus alten Quellen, wie Paulis Schimpf und Ernst, Wickrams Rollwagenbüchlein, schöpft, schreibt in schlichter Sprache seine Volksbüchlein.

Den Ton für das Kindermärchen treffen die Brüder Grimm, vor allem Wilhelm, kindlich einfach in Wort und Satz. Hier ist die schlichte Art wiedergefunden, wie Luther seinem Hänschen schreibt, eine Sprache von wunderbarer Einfalt und Klarheit. Ähnlich sind L. Bechsteins Märchen erzählt. Wie fällt dagegen Musäus durch seine Anspielungen auf das Tagesleben aus dem Märchenton!*)

*) Probst, Über den deutschen Märchenstil. Progr. Bamberg 1901.

Auch Brentano läßt durch seine Märchen wie durch eine zarte Hülle andere Gedanken blicken. Unter den neueren Märchenerzählern traf den kindlichen Ton besonders Leander in den Träumereien an französischen Kaminen. Baumbach versteht es in seinen anmutigen Sommermärchen den Erwachsenen zu fesseln, ohne aus dem Tone des Märchenerzählers zu fallen. Die reifere Jugend führt Hauff in die Welt von 1001 Nacht; seine Märchen zeichnen sich durch einfache Entwicklung und eine leichte Sprache aus.

Auch die Novelle nähert sich der mündlichen Erzählung. Schon Hauff führte die Gespräche wieder mehr in den Rahmen der Erzählung zurück; Heyse, der dem Beispiele der alten italienischen Erzähler folgt, und Riehl verlangen für die Novelle, in der sich mit einer Reihe äußerer Begebenheiten ergreifende Vorgänge des Seelenlebens abspiegeln, die „sparsame, knappe Kunstform des erzählenden Vortrags", wie sie denn ihre eigenen Schöpfungen in anregendem Kreise vorzulesen und auf ihre Wirkung zu prüfen liebten. So verbindet sich bei den Meistern der neueren Novelle, wie Heyse, ferner Riehl in seinen kulturgeschichtlichen Novellen, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, den Schweizern Gottfried Keller und K. F. Meyer, Ed. Mörike (Mozart auf der Reise nach Prag), fast durchweg ein gefälliger Gang der Handlung mit einem gediegenen Stil.

Die **Beschreibung,** die von Winckelmann an griechischen Bildwerken meisterlich geübt, durch Lessing in ihrem Wesen gründlich untersucht worden ist, tritt uns vollendet in Werthers Leiden entgegen. Namentlich die herrlichen Naturschilderungen, die nicht mehr ein Verzeichnis des Wahrgenommenen liefern, sondern ein Ganzes sinnig erfassen, wirken mächtig nach. Georg Forsters, des Weltumseglers, Reiseschilderungen sind reich an mannigfaltigen, fein empfundenen Beschreibungen, die sich durch leichte, wohllautende Sprache auszeichnen. Der

Genosse seiner Reise an den Niederrhein, A. v. Humboldt, bietet in trüber Zeit, 1807, seinem Volke die farbenreichen, freilich in breiten Sätzen sich ergehenden Ansichten der Natur und stellt für alle folgende Naturbeschreibung edle Muster auf. W. v. Humboldt, überall wie sein Bruder das einzelne mit dem Blick aufs Ganze erfassend, weiß das Walten der Natur im innigsten Zusammenhange mit den tiefen Empfindungen des eigenen Herzens darzustellen in den herzlichen, mit ruhiger Klarheit geschriebenen Briefen an eine Freundin. Auf Adalbert Stifters Schilderungen im Rahmen der Novelle wurde schon im 2. Teile verwiesen.

Der Schüler, der nicht beschreiben sollte, ehe er recht sehen lernte, erlangt eine gute Naturbeobachtung durch Werke wie Roßmäßlers vier Jahreszeiten.

In der **Geschichtschreibung** hat Johannes von Müller Gründlichkeit mit vollendeter Form zu vereinen gestrebt. Mit bewundernswürdigem Fleiß eignete er sich eine erstaunliche Fülle von Stoff an, namentlich aus Chroniken, woraus er sowie aus Tacitus seine knappe und gedrungene Schreibweise gewann. Von seiner Schweizergeschichte sagt er: „In ihr ist kein Kapitel, das nicht fünf- oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehrere Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte.“ Das gibt seinem Stil etwas Feierliches, wie er es selbst von einem Werke verlangt, das den Ruhm der Vorfahren auf die Nachwelt bringen soll; aber es macht ihn auch ungleich und gezwungen.

Schiller, der sich nur vorübergehend der eigentlichen Geschichte widmete und seine Lehrtätigkeit in Jena mit der gedankenreichen Rede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ eröffnete, konnte naturgemäß nicht über die gründlichen Kenntnisse wie Joh. v. Müller verfügen, traf aber oft, wo erst die genauere Forschung der späteren Zeit die Nachweise erbrachte, durch ein wunderbares

Ahnungsvermögen das Richtige, wie z. B. in der Beurteilung Wallensteins. Groß ist er in der Anordnung und Darstellung des Stoffes. Die Kraft seiner Phantasie offenbart sich in der anschaulichen Charakterisierung der Personen, in der Entwicklung der Vorgänge, in den blühenden Bildern; die Sätze sind reich und ebenmäßig gegliedert und streben in scharfen Gegensätzen ungestüm vorwärts. Das ist die Sprache des Pathos, der Leidenschaft, womit Schiller seinen Stoff erfaßt. In jeder Darstellung hat aber die Leidenschaft nur die Höhepunkte zu bezeichnen; Schillers Sprache, die fast durchweg eine erhöhte Stimmung zeigt, ist deshalb pathetisch. Darum darf sie, so hinreißend sie auf die Jugend wirkt, doch nicht von ihr zum ausschließlichen Muster genommen werden.

Wenn aber W. v. Humboldt als Aufgabe des Geschichtschreibers hinstellt: „Die einfache Darstellung ist zugleich die erste unerläßliche Forderung seines Geschäfts und das Höchste, was er zu leisten vermag", so darf man das nicht einseitig auffassen. „Man wird gestehen müssen," sagt Platen, „daß es keinen Geschichtschreiber, der von poetischem Genie entblößt wäre, geben kann; denn wie wäre Geschichtschreibung möglich ohne darstellende Kraft?"

Seit Schiller ist es in der deutschen Geschichtschreibung zur Regel geworden, in edlem, musterhaftem Deutsch zu schreiben. Namentlich hat **Ranke**, der Meister der neueren Historiker, mit seiner Geschichte der Päpste und der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation Werke geliefert, die mit gründlichster Quellenforschung einen kunstvollen Stil vereinigen; im Gegensatze zu Schillers feuriger Sprache ist er allerdings kühl und ruhig. Den Goethischen Stil ahmt Varnhagen in zahlreichen Biographien nach, vermag aber, da er allzu eifrig glättet und feilt, nicht zu erfrischen; nicht einmal in der Lebensbeschreibung Blüchers trifft er einen warmen, großen Ton.

Die Geschichtschreibung seit Ranke weist eine so stattliche Reihe allbekannter, in ihrer Darstellungsweise scharf ausgeprägter Männer auf, daß hier nur im allgemeinen darauf verwiesen werden kann. Keine gesündere geistige Nahrung kann es für die heranwachsende Jugend geben als treffliche Geschichtswerke; wer sich damit befreundet, der wird mit Platen finden, „daß kein Roman so romantisch ist wie die Geschichte selbst".

Wir müssen noch einmal bis in Lessings Zeit zurückgreifen. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hat einen **philosophischen** Zug; die einzelnen Gebiete sind noch nicht scharf abgegrenzt, der einzelne Schriftsteller ist vielseitig und hat für alles ein offenes Auge. Lichtenberg ergeht sich scharfsinnig und witzig über alle möglichen Fragen des inneren und äußeren Lebens; die Popularphilosophen lassen sich über Kunst und Wissen, Sittlichkeit und Unsterblichkeit in lichtvoller Sprache aus, die für alle Gebildeten, ja, wie Lessings Freund Moses Mendelssohn es verlangt, auch für die Ungebildeten und Musenlosen verständlich sein soll. Letzterer schildert die Art seines Denkens mit den Worten: „Wenn ich Gründe genug für und wider einen philosophischen Grundsatz gesammelt habe, so lasse ich den Eindruck, den sie einzeln auf mich gemacht, etwas schwächer werden, betrachte sie im Zusammenhang und bringe sie solchergestalt vor den Richterstuhl des natürlichen Menschenverstandes. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den meisten Fällen das Recht auf seiten des letzteren ist, und die Vernunft muß sehr entscheidend sprechen, wenn ich ihn verlassen und der Vernunft folgen soll." Seine Darstellung ist ruhiger als die Lessings, aber anmutig und überzeugend. Das verbreitetste seiner Werke ist „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele."

Aufsätze Engels und anderer Zeitgenossen, gut und sorgfältig geschrieben, enthält J. J. Engels „Philosoph für die Welt".

Der durch gründliches Denken und durch Übersetzen aus fremden Sprachen sich schulende, immer deutlich und natürlich schreibende Garve stand im allgemeinen Ansehen.

Da erscheint 1781 **Kants** Kritik der reinen Vernunft, ein großartiges Werk, das forschend ins innerste Wesen alles menschlichen Erkennens dringt und mit seinen lateinischen und griechischen Begriffswörtern und seinem schweren Satzgefüge Garven in einem Brief an Kant das Geständnis ablockt: „Ich weiß kein Buch in der Welt, das zu lesen mir so viel Anstrengung gekostet hätte."

In den kleineren Arbeiten schreibt Kant gefällig und gewandt, mit feinem Scherz und geistvollen Gleichnissen, aber hier, wo er eine so lange Reihe äußerster Abstraktionen entwickelt, ist, wie er in der Antwort an Garve zugibt, eine „gewisse Rohigkeit"; es „war der Vortrag der Materie, die ich mehr als 12 Jahre hintereinander sorgfältig durchdacht hatte, nicht der allgemeinen Faßlichkeit genugsam angemessen ausgearbeitet worden, als wozu wohl noch einige Jahre erforderlich gewesen wären, da ich hingegen ihn in etwa 4 bis 5 Monaten zustande brachte aus Furcht, ein so weitläuftiges Geschäft würde mir, bei längerer Zögerung, endlich selber zur Last werden und meine zunehmenden Jahre (da ich jetzt schon im 60sten bin) möchten es mir, der ich jetzt noch das ganze System im Kopfe habe, zuletzt vielleicht unmöglich machen."

Die Jünger, die an ihn anknüpfen, wie Fichte, Schelling, Hegel, mit Ausnahme des geschmackvoll schreibenden, aber lange unbeachteten Schopenhauer, legen ihre Lehren in schwerverständlicher Sprache nieder, so daß Goethe die Meinung gewinnt*): „Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft

*) 1824 zu Eckermann.

ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie." Und einmal sagt er in den Sprüchen in Prosa, die Deutschen besäßen „die Kunst, die Wissenschaften unzugänglich zu machen".

Um so mehr verdient **Schiller** Bewunderung, der, an Kantische Lehren anknüpfend und sie weiterbildend, scharfsinnige Gedanken in glänzende Sprache kleidet. Zwar sagte gerade diese Sprache den Philosophen nicht zu, wie wir aus einem Briefe Fichtes an Schiller ersehen: „Sie setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrat von Bildern, die Sie statt des abstrakten Begriffes setzen. . . Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen. Ich muß alles erst übersetzen, ehe ich es verstehe." Schiller antwortete ihm: „Ich suche nicht durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspornen und zu erschüttern."

Seine Abhandlungen über Anmut und Würde, über das Erhabene usw. können nicht eingehend genug studiert werden. Goethe freilich, dessen abhandelnder Stil sich so grundsätzlich von dem Schillers unterscheidet, fühlt sich mehr von der Prosa angezogen, die gegenständlicheren Inhaltes ist. Er findet, nach Eckermanns Bericht vom Jahre 1824, „Schillers Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert", „wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich gerade beschäftige".

Die Untersuchungen über **Literatur und Kunst**, die seit Abbt und Winckelmann unsere großen Schriftsteller beschäftigten und durch Schiller einheitliche Grundlage erhielten, gewinnen immer mehr an Vertiefung und Fülle. W. v. Humboldt schreibt über Goethes Hermann und Dorothea, indem er in

der Gedankenentwickelung Lessings Laokoon nachahmt, ohne freilich jene Leichtigkeit und Deutlichkeit zu erreichen. A. W. Schlegel faßt in anregenden, gewandten Vorträgen seine gründlichen, vielseitigen Forschungen „über die dramatische Kunst und Literatur“ der alten und neueren Völker zusammen. Uhlands Arbeiten über Walther von der Vogelweide, den Mythus vom Thor u. a. sind in Sprache und Inhalt gleich gediegen.

Die Forschungen über deutsches Sprach- und Geistesleben wurden durch die Brüder Grimm allseitig erweitert und zur Wissenschaft erhoben. Von W. Grimm ist die deutsche Heldensage, von J. Grimm die deutsche Mythologie bearbeitet worden. Beider Sprache ist echt deutsch, Jakob Grimms Sprache jedoch eigenartiger; wenn man sie liest, kommen einem auch alltägliche Wörter wieder wie neu vor. Von seinen kleineren Schriften gibt es eine Auswahl (2. Ausg. Berl. 1875). Das von ihnen begonnene Riesenwerk, das deutsche Wörterbuch, die Fundgrube unseres Wortschatzes bis auf Goethe, sollte jeder gebildete Deutsche kennen.

Die Literatur wird von Fr. Chr. Schlosser zuerst in engen Zusammenhang mit der Geschichte ihres Volkes und ihrer Zeit gebracht, von Treitschke mit meisterhafter Charakteristik in seine deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts verwoben. In selbständigen Werken wird sie behandelt von Forschern wie Vilmar, Hettner, Scherer; ihre Literaturgeschichten, in schöner Sprache Gemälde deutschen Geisteslebens bietend, sind für die Jugend von unschätzbarem Nutzen. Für die Beurteilung der Prosa unserer klassischen Schriftsteller ist die geistvolle Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus grundlegend.

Auf dem Gebiete der Kunstgeschichte sind als Werke, die auch in Form und Sprache hervorragen, Schnaases Geschichte der bildenden Künste, Jakob Burckhardts

Cicerone, Herman Grimms Leben Michelangelos und Raffaels zu nennen.

Seit Beginn des Jahrhunderts beschäftigen sich namhafte Schriftsteller auch mit den Angelegenheiten des **staatlichen Lebens.** Vorgänger ist ein Zeitgenosse Lessings, Justus Möser, mit seinen gediegenen Aufsätzen politischen und wirtschaftlichen Inhaltes, die später unter dem Titel „Patriotische Phantasien" vereinigt wurden. Forster und Wieland nehmen Stellung zur Französischen Revolution, jener als leidenschaftlicher Anhänger, dieser als ruhiger Berichterstatter. Seit Beginn des Jahrhunderts, als unter dem Zusammenbruch alter Verhältnisse auch das Teuerste bedroht erschien, erhob Fichte die Stimme zur Erhaltung deutscher Art, schrieb der knorrige Jahn in wunderlichem Stil sein „Deutsches Volkstum", erhob sich Arndts glühende Vaterlandsliebe im „Geist der Zeit" zur biblischen Prophetensprache.

Moltke, der alles, was ihn beschäftigte, mit natürlicher Einfachheit des Ausdruckes in lichtvollen Sätzen gründlich behandelte, nahm 1841 in dem Aufsatze von der westlichen Grenzfrage Stellung gegen die französischen Rheinufergelüste.

Riehl vertiefte das Verständnis für die Eigenart deutschen Landes und Volkes, deutscher Stämme und Stände (Land und Leute, Pfalz und Pfälzer, Die bürgerliche Gesellschaft).

Wohltuend berühren solche Werke im Gegensatze zu dem gereizten oder spöttischen Tone, womit seit den zwanziger Jahren Börne und Heine die politischen Vorgänge und Zustände ihrer Zeit besprachen. Statt der ruhigen Beleuchtung der Dinge, wie es Goethes Art war, ließ man unruhige Streiflichter wie aus einer Blendlaterne darüber fahren. Gedankenreihen wurden angetippt, mit kühnen Antithesen tat man wichtige Dinge ab und sprang auf etwas anderes über. Bilder und Vergleiche streute man selbstgefällig aus, um

jeanpaulisch zu blenden; auf einige unechte Stücke kam es nicht an.

Während es dem cholerischen Börne mit seiner Polemik ernst war, spielte Heine mit der Gesinnung; über Wissenschaft und Kunst, Staat, Sitte und Glauben wußte er je nach Laune und Lage heute verherrlichend und morgen verhöhnend zu schreiben. Seine Prosa (Die Harzreise) bestach durch ihre Beweglichkeit und Neuheit; doch kam er, der so viele Namen und Gedanken verunglimpfte, selber zu keinem bleibenden Werke; sein Rabbi von Bacharach ist nicht über den Anfang hinausgediehen.

Goethe hatte als Greis (1831) seine Befriedigung ausgesprochen, daß sich jetzt in Deutschland „unter den Besseren ein so guter Stil gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der eine redet oder der andere". Nun sollte durch Börnes und Heines Schriften das gesunde Stilgefühl wieder gelockert werden. Der Prunk, die geistreiche Künstelei nahm in der Journalistik überhand und bürgerte sich als Feuilleton ein, das, über die wichtigsten Dinge plaudernd, eine dreiste Halbbildung verbreitete.

Die Presse, die in unseren Tagen zu einer gewaltigen Macht geworden ist, bedroht die gedeihliche Entwickelung unserer Prosa. Zur bestimmten Stunde will der Leser sein Blatt in Händen haben; in aufreibender Arbeit wird die Herstellung der Zeitung betrieben; auf künstlerische Durchbildung und Wohlklang kann man bei den wenigsten Artikeln sehen; man nimmt das nächste Wort, das sich bietet, und mit den Berichten aus fremden Ländern werden fremde Wörter kurzweg mit hereingezogen; die aus der engen Verpackung der Telegramme und Stenogramme herausgenommenen Texte können nicht lange glatt gebügelt werden. (R. Halatschka, Zeitungsdeutsch. 1883. O. Schröder, Vom papiernen Stil. 3. A. Berl. 1892.)

Unzählige Deutsche füllen die geringe Zeit, die ihnen der Tag zum Lesen läßt, nur mit der Zeitung aus; das Gute wird kaum beachtet unter der Masse des Stoffes. So gilt heute noch in höherem Maße als im achtzehnten Jahrhundert das Mahnwort, das Gellert einen Vater an seinen Sohn richten läßt: „Lies die klassischen Schriftsteller unserer Nation, die ich dich habe kennen lehren, und die diesen gleichen. Aber hüte dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tagregister zu lesen."

Mit der Entfaltung des öffentlichen Lebens gewann auch die **öffentliche Rede** eine zunehmende Bedeutung. Denkreden gab es freilich schon in früherer Zeit, wie Engels weihevolle Rede auf Friedrich den Großen, Goethes Rede zum Gedächtnis Wielands, denen sich in unserem Jahrhundert eine stattliche Anzahl durch Anlaß und Inhalt bedeutsamer Reden anschließt, so F. Vischers Festrede zum hundertsten Geburtstage Schillers, Graf Eulenburgs Ansprache bei der Einweihung des Niederwald-Denkmals.

Fichtes Reden an die Deutsche Nation sind Vorträge, die fast nur durch eine direkte Anrede am Anfang oder Schluß die Form von Reden erhalten.

Erst durch die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Selbstverwaltung der Städte, die Volksvertretung, nicht zu vergessen das rege Vereinsleben, waren die Bedingungen zur ernsteren Pflege der Beredsamkeit gegeben, ohne daß jedoch im allgemeinen eine ausgesprochene Schulung dafür bestände.

Bismarcks Reden, die als Denkmale einer großen Zeit dem Schüler in erster Linie wichtig sein müssen, sind keine kunstmäßig disponierten und im einzelnen Ausdrucke sorgsam vorbereiteten Erzeugnisse der Rhetorik, sondern Äußerungen eines schlagfertigen, starken Geistes, der im rechten Augenblicke das wuchtige Wort, das glückliche Bild findet.

Den Beschluß dieses kleinen Verzeichnisses großer Prosaisten mögen die Worte bilden, die 1795 Goethe in die Horen schrieb und die heute noch ihre volle Geltung haben: „Das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden oder zu einem reinen Stil gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen sich jeder auf seine Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis als der frühere Schriftsteller, der ihn erst im Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen."

Kleine Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte

aus der Sammlung Göschen.

Jedes Bändchen elegant in Leinwand gebunden **80 Pfennig.**

Deutsche Literaturgeschichte von Professor Dr. Max Koch. Nr. 31.

Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit von Professor Carl Weitbrecht. Nr. 161.

Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Professor Carl Weitbrecht. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Rich. Weitbrecht. 2 Bände. Nr. 134, 135.

Deutsche Heldensage von Prof. Dr. O. L. Jiriczek. Nr. 32.

Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Dr. Hermann Jantzen. Nr. 79.

Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Professor Th. Schauffler. Nr. 28.

Walthari-Lied, übersetzt und erläutert von Professor Dr. H. Althof. Nr. 46.

Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch herausgegeben von Dr. Hermann Jantzen. Nr. 137.

Der Nibelunge Nôt mit **mittelhochdeutscher Grammatik** und Wörterbuch von Professor Dr. W. Golther. Nr. 1.

Kudrun und Dietrichepen mit Wörterbuch von Prof. Dr. O. L. Jiriczek. Nr. 10.

Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert. Realkommentar zu den Volks- und Kunstepen und zum Minnegesang von Professor Dr. Jul. Dieffenbacher. 2 Bändchen. Nr. 93 und 328.

Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Dr. Wilh. Ranisch. Nr. 171.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg mit Anmerkungen und Wörterbuch von Prof. Dr. K. Marold. Nr. 22.

Walther von der Vogelweide, Minnesang und Spruchdichtung von Professor O. Güntter. Nr. 23.

Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert von Dr. Hermann Jantzen. Nr. 181.

Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Prof. G. Berlit. Nr. 7.

Hans Sachs. Ausgewählt und erläutert von Professor Dr. Julius Sahr. Nr. 24.

Simplicius Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. In Auswahl herausgegeben von Prof. Dr. F. Bobertag. Nr. 138.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Professor Dr. Julius Sahr. 2 Bände. Nr. 25 und 132.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Deutsche Poetik von **Dr. K. Borinski,** Professor an der Universität München.

(Sammlung Göschen Nr. 40.)

Deutsche Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache von Schulrat Professor **Dr. O. Lyon** in Dresden.

(Sammlung Göschen Nr. 20.)

Aufsatzentwürfe von Oberstudienrat **Dr. L. W. Straub,** Rektor des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart.

(Sammlung Göschen Nr. 17.)

Deutsches Wörterbuch von **Dr. Richard Löwe.**

(Sammlung Göschen Nr. 64.)

Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung von **Dr. Heinrich Klenz.**

(Sammlung Göschen Nr. 200.)

Das Fremdwort im Deutschen von **Dr. Rudolf Kleinpaul** in Leipzig.

(Sammlung Göschen Nr. 55.)

Preis: jedes Bändchen in Leinwand gebunden 80 Pfg.

Sammlung Göschen In elegantem Leinwandband 80 Pf.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Verzeichnis der erschienenen Bände.

	Seite
Astronomie	12
Bau- u. Ingenieurwissenschaften	15
Bibliothekswesen	23
Botanik	10
Chemie	13
Chemische Technologie	14
Elektrotechnik	15
Forstwirtschaft	21
Geologie	11
Geographie	6
Geschichte	4
Gewerbewesen	18
Handelswissenschaft	21
Hygiene	23
Ingenieurwissenschaften	15
Jurisprudenz	17
Kaufmännische Wissenschaften	21
Kristallographie	11
Kunst	20
Landwirtschaft	21
Literaturdenkmäler	3
Literaturgeschichte	3
Mathematik	8
Mechanik	12
Mechanische Technologie	14
Meteorologie	12
Militärwissenschaft	22
Mineralogie	11
Musikwissenschaft	20
Naturwissenschaft	9
Nautik	17
Pädagogik	19
Pharmazie	23
Philosophie	2
Photographie	23
Physik	12
Rechtswissenschaft	17
Religionswissenschaft	19
Soziale Wissenschaften	18
Sprachwissenschaft	2
Staatswissenschaft	17
Stenographie	23
Technologie, chemische	14
Technologie, mechanische	14
Theologie	19
Volkswirtschaft	18
Zeichenkunde	15 u. 20
Zeitungswesen	23
Zoologie	10

Bibliothek zur Philosophie.

Einführung in die Philosophie von Dr. Max Wentscher, Professor an der Universität Königsberg. Nr. 281.

Geschichte der Philosophie IV: Neuere Philosophie bis Kant von Dr. Bruno Bauch, Privatdoz. an der Univers. Halle a. S. Nr. 394.

Psychologie und Logik zur Einführung in die Philosophie von Professor Dr. Th. Elsenhans. Mit 13 Figuren. Nr. 14.

Grundriß der Psychophysik von Professor Dr. G. F. Lipps in Leipzig. Mit 3 Figuren. Nr. 98.

Ethik von Prof. Dr. Thomas Achelis in Bremen. Nr. 90.

Allgemeine Ästhetik von Prof. Dr. Max Diez, Lehrer an der Kgl. Akademie der bildenden Künste in Stuttgart. Nr. 300.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Sprachwissenschaft.

Indogermanische Sprachwissenschaft von Dr. R. Meringer, Professor an der Universität Graz. Mit 1 Tafel. Nr. 59.

Germanische Sprachwissenschaft von Dr. Rich. Loewe in Berlin. Nr. 238.

Romanische Sprachwissenschaft von Dr. Adolf Zauner, Privatdozent an der Universität Wien. 2 Bände. Nr. 128, 250.

Semitische Sprachwissenschaft von Dr. C. Brockelmann, Professor an der Universität Königsberg. Nr. 291.

Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft von Prof. Dr. Josef Szinnyei in Budapest. Nr. 463.

Deutsche Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache von Schulrat Professor Dr. O. Lyon in Dresden. Nr. 20.

Deutsche Poetik von Dr. K. Borinski, Professor an der Universität München. Nr. 40.

Deutsche Redelehre von Hans Probst, Gymnasialprof. in Bamberg. Nr. 61.

Aufsatzentwürfe von Oberstudienrat Dr. L. W. Straub, Rektor des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart. Nr. 17.

Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung v. Dr. Heinrich Klenz. Nr. 200.

Deutsches Wörterbuch von Dr. Ferd. Detter, Prof. an der Universität Prag. Nr. 64.

Das Fremdwort im Deutschen von Dr. Rud. Kleinpaul in Leipzig. Nr. 55.

Deutsches Fremdwörterbuch von Dr. Rudolf Kleinpaul in Leipzig. Nr. 273.

Niederdeutsche Mundarten von Prof. Dr. Hubert Grimme in Freiburg (Schweiz). Nr. 461.

Die deutschen Personennamen von Dr. Rudolf Kleinpaul in Leipzig. Nr. 422.

Englisch-deutsches Gesprächsbuch von Professor Dr. E. Hausknecht in Lausanne. Nr. 424.

Grundriß der lateinischen Sprachlehre v. Prof. Dr. W. Votsch i. Magdeburg. Nr. 82.

Russische Grammatik von Dr. Erich Berneker, Prof. an der Universit. Prag. Nr. 66.

Russisch-Deutsches Gesprächsbuch von Dr. Erich Berneker, Professor an der Universität Prag. Nr. 68.

Russisches Lesebuch mit Glossar v. Dr. Erich Berneker, Prof. a. d. Univ. Prag. Nr. 67.

Russische Literatur v. Dr. Erich Boehme, Lektor an d. Handelshochschule Berlin.

I. Teil: Auswahl moderner Prosa und Poesie mit ausführlichen Anmerkungen und Akzentbezeichnung. Nr. 403.

— — II. Teil: Всеволодъ Гаршинъ, Разсказы. Mit Anmerkungen und Akzentbezeichnung. Nr. 404.

Geschichte der klassischen Philologie von Dr. Wilh. Kroll, ord. Prof. an der Universität Münster. Nr. 367.

Siehe auch „Handelswissenschaftliche Bibliothek".

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Literaturgeschichtliche Bibliothek.

Deutsche Literaturgeschichte von Dr. Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Nr. 31.

Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit von Prof. Carl Weitbrecht. Nr. 161.

Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Carl Weitbrecht. Durchgesehen und ergänzt von Dr. Richard Weitbrecht in Wimpfen. 2 Teile. Nr. 134, 135.

Geschichte des deutschen Romans von Dr. Hellmuth Mielke. Nr. 229.

Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Dr. Hermann Jantzen, Direktor der Königin Luise-Schule in Königsberg i. Pr. Nr. 79.

Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Th. Schauffler, Prof. am Realgymnasium in Ulm. Nr. 28.

Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen von Dr. Wilh. Ranisch, Gymnasialoberlehrer in Osnabrück. Nr. 171.

Das Walthari-Lied. Ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert im Versmaße der Urschrift übersetzt u. erläutert v. Prof. Dr. H. Althof in Weimar. Nr. 46.

Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. In Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch herausgegeben von Dr. Hermann Jantzen, Direktor der Königin Luise-Schule in Königsberg i. Pr. Nr. 137.

Der Nibelunge Nôt in Auswahl und **mittelhochdeutsche Grammatik** mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. Golther, Prof. an der Universität Rostock. Nr. 1.

Kudrun und Dietrichepen. Mit Einleitung und Wörterbuch von Dr. O. L. Jiriczek, Prof. an der Universität Münster. Nr. 10.

Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und Wörterbuch v. Dr. K. Marold, Prof. a. Kgl. Friedrichskollegium zu Königsberg i. Pr. Nr. 22.

Walther von der Vogelweide mit Auswahl aus **Minnesang und Spruchdichtung.** Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch von O. Güntter, Prof. an der Oberrealschule und an der Techn. Hochschule in Stuttgart. Nr. 23.

Die Epigonen des höfischen Epos. Auswahl aus deutschen Dichtungen des 13. Jahrhunderts von Dr. Viktor Junk, Aktuarius der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Nr. 289.

Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert von Dr. Hermann Jantzen, Direktor der Königin Luise-Schule in Königsberg i. Pr. Nr. 181.

Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. I: Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Prof. G. Berlit, Oberlehrer am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Nr. 7.

— **II: Hans Sachs.** Ausgewählt u. erläutert v. Professor Dr. Julius Sahr. Nr. 24.

— **III: Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart, sowie Tierepos und Fabel.** Ausgewählt u. erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. Nr. 36.

Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts von Dr. Paul Legband in Berlin. 1. Teil. Nr. 364.

Simplicius Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. In Auswahl herausgegeben von Prof. Dr. F. Bobertag, Dozent an der Universität Breslau. Nr. 138.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Professor Dr. Julius Sahr. 2 Bändchen. Nr. 25, 132.

Englische Literaturgeschichte von Dr. Karl Weiser in Wien. Nr. 69.

Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte von Dr. Arnold M. M. Schröer, Prof. an der Handelshochschule in Köln. 2 Teile. Nr. 286, 287.

Italienische Literaturgeschichte von Dr. Karl Voßler, Prof. an der Universität Heidelberg. Nr. 125.

Spanische Literaturgeschichte von Dr. Rudolf Beer in Wien. 2 Bde. Nr. 167, 168.

Portugiesische Literaturgeschichte von Dr. Karl von Reinhardstoettner, Prof. an der Königl. Technischen Hochschule München. Nr. 213.

Russische Literaturgeschichte von Dr. Georg Polonskij in München. Nr. 166.

Slavische Literaturgeschichte von Dr. Josef Karásek in Wien. I: Ältere Literatur bis zur Wiedergeburt. Nr. 277.

— II: Das 19. Jahrhundert. Nr. 278.

Nordische Literaturgeschichte. I: Die isländische und norwegische Literatur des Mittelalters von Dr. Wolfgang Golther, Prof. an der Univ. Rostock. Nr. 254.

Die Hauptliteraturen des Orients von Dr. Mich. Haberlandt, Privatdozent an der Universität Wien. I: Die Literaturen Ostasiens und Indiens. Nr. 162.

— II: Die Literaturen der Perser, Semiten und Türken. Nr. 163.

Griechische Literaturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften von Dr. Alfred Gercke, Prof. an der Univers. Greifswald. Nr. 70.

Römische Literaturgeschichte von Dr. Herm. Joachim in Hamburg. Nr. 52.

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. In Auswahl mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. Nr. 442.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Geschichtliche Bibliothek.

Einleitung in die Geschichtswissenschaft von Dr. Ernst Bernheim, Prof. an der Universität Greifswald. Nr. 270.

Urgeschichte der Menschheit von Dr. Moriz Hoernes, Prof. an der Universität in Wien. Mit 53 Abbildungen. Nr. 42.

Geschichte des alten Morgenlandes von Dr. Fr. Hommel, o. ö. Prof. der semitischen Sprachen an der Universität in München. Mit 9 Voll- und Textbildern und 1 Karte des Morgenlandes. Nr. 43.

Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit von Lic. Dr. J. Benzinger. Nr. 231.

Neutestamentliche Zeitgeschichte I: Der historische und kulturgeschichtliche Hintergrund des Urchristentums von Lic. Dr. W. Staerk, Professor an der Universität Jena. Mit 3 Karten. Nr. 325.

— **II:** Die Religion des Judentums im Zeitalter des Hellenismus und der Römerherrschaft. Mit einer Planskizze. Nr. 326.

Griechische Geschichte von Dr. Heinrich Swoboda, Prof. an der Deutschen Univ. Prag. Nr. 49.

Griechische Altertumskunde von Prof. Dr. Rich. Maisch, neubearbeitet von Rektor Dr. Franz Pohlhammer. Mit 9 Vollbildern. Nr. 16.

Römische Geschichte von Realgymnasialdirektor Dr. Julius Koch in Grunewald. Nr. 19.

Römische Altertumskunde von Dr. Leo Bloch in Wien. Mit 8 Vollbild. Nr. 45.

Geschichte des Byzantinischen Reiches von Dr. K. Roth in Kempten. Nr. 190.

Deutsche Geschichte I: Mittelalter (bis 1519) von Prof. Dr. F. Kurze, Oberlehrer am Kgl. Luisengymnasium in Berlin. Nr. 33.

— **II: Zeitalter der Reformation und der Religionskriege** (1500—1648) von Prof. Dr. F. Kurze, Oberlehrer am Kgl. Luisengymn. in Berlin. Nr. 34.

— **III: Vom Westfälischen Frieden bis zur Auflösung des alten Reichs** (1648 bis 1806) von Prof. Dr. F. Kurze, Oberlehrer am Kgl. Luisengymnasium in Berlin. Nr. 35.

Deutsche Stammeskunde von Dr. Rudolf Much, Prof. an der Universität in Wien. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Nr. 126.

Die deutschen Altertümer von Dr. Franz Fuhse, Direktor des Städt. Museums in Braunschweig. Mit 70 Abbildungen. Nr. 124.

Abriß der Burgenkunde von Hofrat Dr. Otto Piper in München. Mit 30 Abbildungen. Nr. 119.

Deutsche Kulturgeschichte von Dr. Reinh. Günther. Nr. 56.

Deutsches Leben im 12. u. 13. Jahrhundert. Realkommentar zu den Volks- und Kunstepen und zum Minnesang. I: Öffentliches Leben. Von Prof. Dr. Jul. Dieffenbacher in Freiburg i. B. Mit 1 Tafel u. Abbildungen. Nr. 93.

— **II:** Privatleben. Mit Abbildungen. Nr. 328.

Quellenkunde zur Deutschen Geschichte von Dr. Carl Jacob, Prof. an der Universität in Tübingen. 1. Band. Nr. 279.

Österreichische Geschichte. I: Von der Urzeit bis zum Tode König Albrechts II. (1439) von Prof. Dr. Franz von Krones, neubearbeitet von Dr. Karl Uhlirz, Prof. an der Univ. Graz. Mit 11 Stammtafeln. Nr. 104.

— **II:** Vom Tode König Albrechts II. bis zum Westfälischen Frieden (1440 bis 1648) von Prof. Dr. Franz von Krones, neubearbeitet von Dr. Karl Uhlirz, Prof. an der Universität Graz. Mit 2 Stammtafeln. Nr. 105.

Englische Geschichte von Prof. L. Gerber, Oberlehrer in Düsseldorf. Nr. 375.

Französische Geschichte von Dr. R. Sternfeld, Prof. an der Univ. Berlin. Nr. 85.

Russische Geschichte von Dr. Wilhelm Reeb, Oberlehrer am Ostergymnasium in Mainz. Nr. 4.

Polnische Geschichte von Dr. Clemens Brandenburger in Posen. Nr. 338.

Spanische Geschichte von Dr. Gust. Diercks. Nr. 266.

Schweizerische Geschichte v. Dr. K. Dändliker, Prof. a. d. Univ. Zürich. Nr. 188.

Geschichte der christlichen Balkanstaaten (Bulgarien, Serbien, Rumänien, Montenegro, Griechenland) von Dr. K. Roth in Kempten. Nr. 331.

Bayerische Geschichte von Dr. Hans Ockel in Augsburg. Nr. 160.
Geschichte Frankens von Dr. Christian Meyer, Kgl. preuß. Staatsarchivar a. D. in München. Nr. 434.
Sächsische Geschichte von Prof. Otto Kaemmel, Rektor des Nikolaigymnasiums zu Leipzig. Nr. 100.
Württembergische Geschichte von Prof. Dr. Karl Weller in Stuttgart. Nr. 462.
Thüringische Geschichte von Dr. Ernst Devrient in Jena. Nr. 352.
Badische Geschichte von Dr. Karl Brunner, Prof. am Gymnasium in Pforzheim und Privatdozent der Geschichte an der Techn. Hochschule in Karlsruhe. Nr. 230.
Geschichte Lothringens von Geh. Reg.-R. Dr. Herm. Derichsweiler in Straßburg. Nr. 6.
Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung von Dr. Robert F. Arnold, Professor an der Universität Wien. Nr. 189.
Geschichte des 19. Jahrhunderts von Oskar Jäger, o. Honorarprofessor an der Universität Bonn. 1. Bändchen: 1800—1852. Nr. 216.
— 2. Bändchen: 1853 bis Ende des Jahrhunderts. Nr. 217.
Kolonialgeschichte von Dr. Dietrich Schäfer, Prof. der Geschichte an der Univ. Berlin. Nr. 156.
Die Seemacht in der deutschen Geschichte von Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Ernst von Halle, Prof. an der Universität Berlin. Nr. 370.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Geographische Bibliothek.

Physische Geographie von Dr. Siegm. Günther, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in München. Mit 32 Abbildungen. Nr. 26.
Astronomische Geographie von Dr. Siegm. Günther, Professor an der Königl. Technischen Hochschule in München. Mit 52 Abbildungen. Nr. 92.
Klimakunde. I: Allgemeine Klimalehre von Professor Dr. W. Köppen, Meteorologe der Seewarte Hamburg. Mit 7 Tafeln u. 2 Figuren. Nr. 114.
Meteorologie von Dr. W. Trabert, Professor a. d. Universität in Innsbruck. Mit 49 Abbildungen und 7 Tafeln. Nr. 54.
Physische Meereskunde von Prof. Dr. Gerhard Schott, Abteilungsvorsteher an der Deutschen Seewarte in Hamburg. Mit 28 Abb. im Text u. 8 Tafeln. Nr. 112.
Paläogeographie. Geologische Geschichte der Meere u. Festländer v. Dr. Franz Kossmat in Wien. Mit 6 Karten. Nr. 406.
Das Eiszeitalter von Dr. Emil Werth in Berlin-Wilmersdorf. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 431.
Gletscherkunde von Dr. Fritz Machaček in Wien. Mit 5 Abbildungen im Text und 11 Tafeln. Nr. 154.
Pflanzengeographie von Prof. Dr. Ludwig Diels, Privatdoz. an der Univers. Berlin. Nr. 389.
Tiergeographie von Dr. Arnold Jacobi, Professor der Zoologie an der Königl. Forstakademie zu Tharandt. Mit 2 Karten. Nr. 218.
Länderkunde von Europa von Dr. Franz Heiderich, Professor am Francisco-Josephinum in Mödling. Mit 14 Textkärtchen und Diagrammen und einer Karte der Alpeneinteilung. Nr. 62.

Länderkunde der außereuropäischen Erdteile von Dr. Franz Heiderich, Professor am Francisco-Josephinum in Mödling. Mit 11 Textkärtchen u. Profil. Nr. 63.

Landeskunde von Österreich-Ungarn von Dr. Alfred Grund, Professor an der Universität Berlin. Mit 10 Textillustrationen und 1 Karte. Nr. 244.

— **der Schweiz** von Professor Dr. H. Walser in Bern. Mit 16 Abbildungen und einer Karte. Nr. 398.

— **von Frankreich** von Dr. Rich. Neuse, Direktor der Realschule in Spandau. 2 Bändchen. Mit 37 Abbildungen. Nr. 466, 467.

— **der Iberischen Halbinsel** v. Dr. Fritz Regel, Prof. a. d. Univ. Würzburg. Mit 8 Kärtchen und 8 Abbildungen im Text und 1 Karte im Farbendruck. Nr. 235.

— **des Europäischen Rußlands nebst Finnlands** von Dr. Alfred Philippson, ord. Prof. der Geographie an der Universität Halle a. S. Mit 9 Abbildungen, 7 Textkarten und einer lithographischen Karte. Nr. 359.

— **von Skandinavien** (Schweden, Norwegen und Dänemark) von Heinrich Kerp, Lehrer am Gymnasium und Lehrer der Erdkunde am Comenius-Seminar zu Bonn. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 202.

Die Alpen von Dr. Rob. Sieger, Prof. an der Universität Graz. Mit 19 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 129.

Landes- und Volkskunde Palästinas von Privatdozent Dr. G. Hölscher in Halle a. S. Mit 8 Vollbildern und einer Karte. Nr. 345.

— **von Britisch-Nordamerika** von Professor Dr. A. Oppel in Bremen. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 284.

— **der Vereinigten Staaten von Nordamerika** von Prof. Heinrich Fischer, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium in Berlin. Mit Karten, Figuren im Text und Tafeln. 2 Bändchen. Nr. 381, 382.

— **der Republik Brasilien** von Rodolpho von Ihering. Mit 12 Abbildungen und einer Karte. Nr. 373.

Landeskunde und Wirtschaftsgeographie des Festlandes Australien von Dr. Kurt Hassert, Professor an der Handelshochschule in Köln. Mit 8 Abbildungen, 6 graphischen Tabellen und 1 Karte. Nr. 319.

— **des Königreichs Bayern** von Dr. W. Götz, Professor an der Königl. Techn. Hochschule München. Mit Profilen, Abbildungen und 1 Karte. Nr. 176.

— **des Königreichs Württemberg** von Dr. Kurt Hassert, Professor an der Handelshochschule in Köln. Mit 16 Vollbildern und 1 Karte. Nr. 157.

— **des Königreichs Sachsen** von Dr. J. Zemmrich, Oberlehrer am Realgymnasium in Plauen. Mit 12 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 258.

— **von Baden** von Professor Dr. O. Kienitz in Karlsruhe. Mit Profilen, Abbildungen und 1 Karte. Nr. 199.

— **des Großherzogtums Hessen, der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck** von Prof. Dr. Georg Greim in Darmstadt. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 376.

— **von Elsaß-Lothringen** von Prof. Dr. R. Langenbeck in Straßburg i. E. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte. Nr. 215.

— **der Rheinprovinz** von Dr. V. Steinecke, Direktor des Realgymnasiums in Essen. Mit 9 Abb., 3 Kärtchen und 1 Karte. Nr. 308.

Die deutschen Kolonien I: Togo und Kamerun von Prof. Dr. K. Dove. Mit 16 Tafeln und einer lithographischen Karte. Nr. 441.

Völkerkunde von Dr. Michael Haberlandt, Privatdozent an der Universität Wien. Mit 56 Abbildungen. Nr. 73.

Kartenkunde, geschichtlich dargestellt von E. Gelcich, Direktor der k. k. Nautischen Schule in Lussinpiccolo, F. Sauter, Professor am Realgymnasium in Ulm und Dr. Paul Dinse, Assistent der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, neu bearbeitet von Dr. M. Groll, Kartograph in Berlin. Mit 71 Abbildungen. Nr. 30.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Mathematische Bibliothek.

Geschichte der Mathematik von Dr. A. Sturm, Professor am Obergymnasium in Seitenstetten. Nr. 226.

Arithmetik und Algebra von Dr. Hermann Schubert, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Nr. 47.

Beispielsammlung zur Arithmetik und Algebra von Dr. Hermann Schubert, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Nr. 48.

Algebraische Kurven von Eugen Beutel, Oberreallehrer in Vaihingen-Enz. I: Kurvendiskussion. Mit 57 Figuren im Text. Nr. 435.

Determinanten von Paul B. Fischer, Oberlehrer an der Oberrealschule zu Groß-Lichterfelde. Nr. 402.

Ebene Geometrie mit 110 zweifarb. Figuren von G. Mahler, Prof. am Gymnasium in Ulm. Nr. 41.

Darstellende Geometrie I mit 110 Figuren von Dr. Rob. Haußner, Prof. an der Universität Jena. Nr. 142.

— — II. Mit 40 Figuren. Nr. 143.

Ebene und sphärische Trigonometrie mit 70 Fig. von Dr. Gerhard Hessenberg, Professor an der Landwirtschaftl. Akademie Bonn-Poppelsdorf. Nr. 99.

Stereometrie mit 44 Figuren von Dr. R. Glaser in Stuttgart. Nr. 97.

Niedere Analysis mit 6 Fig. von Prof. Dr. Benedikt Sporer in Ehingen. Nr. 53.

Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen in zwei Farben zusammengestellt von Dr. Hermann Schubert, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Nr. 81.

Fünfstellige Logarithmen von Professor Aug. Adler, Direktor der k. k. Staatsoberrealschule in Wien. Nr. 423.

Analytische Geometrie der Ebene mit 57 Figuren von Prof. Dr. M. Simon in Straßburg. Nr. 65.

Aufgabensammlung zur analytischen Geometrie der Ebene mit 32 Fig. von O. Th. Bürklen, Professor am Realgymnasium in Schwäb.-Gmünd. Nr. 256.

Analytische Geometrie des Raumes mit 28 Abbildungen von Professor Dr. M. Simon in Straßburg. Nr. 89.

Aufgabensammlung zur analytischen Geometrie des Raumes mit 8 Fig. von O. Th. Bürklen, Prof. am Realgymnasium in Schwäb.-Gmünd. Nr. 309.

Höhere Analysis I: Differentialrechnung mit 68 Figuren von Dr. Friedrich Junker, Prof. am Karlsgymnasium in Stuttgart. Nr. 87.

— **II: Integralrechnung** mit 89 Figuren von Dr. Friedrich Junker, Prof. am Karlsgymnasium in Stuttgart. Nr. 88.

Repetitorium und Aufgabensammlung zur Differentialrechnung mit 46 Fig. von Dr. Friedr. Junker, Prof. am Karlsgymnasium in Stuttgart. Nr. 146.

Repetitorium und Aufgabensammlung zur Integralrechnung mit 52 Fig. von Dr. Friedr. Junker, Prof. am Karlsgymnasium in Stuttgart. Nr. 147.

Projektive Geometrie in synthetischer Behandlung mit 91 Fig. von Dr. K. Doehlemann, Prof. an der Universität München. Nr. 72.

Mathematische Formelsammlung und Repetitorium der Mathematik, enth. die wichtigsten Formeln und Lehrsätze der Arithmetik, Algebra, algebraischen Analysis, ebenen Geometrie, Stereometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie, math. Geographie, analyt. Geometrie der Ebene und des Raumes, der Differential- und Integralrechnung von O. Th. Bürklen, Prof. am Kgl. Realgymnasium in Schw.-Gmünd. Mit 18 Figuren. Nr. 51.

Versicherungsmathematik von Dr. Alfred Loewy, Prof. an der Universität Freiburg i. Br. Nr. 180.

Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate mit 15 Fig. und 2 Tafeln von Wilh. Weitbrecht, Professor der Geodäsie in Stuttgart. Nr. 302.

Vektoranalysis von Dr. Siegfr. Valentiner, Privatdozent für Physik an der Universität Berlin. Mit 11 Figuren. Nr. 354.

Astronomische Geographie mit 52 Figuren von Dr. Siegm. Günther, Prof. an der Techn. Hochschule in München. Nr. 92.

Astrophysik. Die Beschaffenheit der Himmelskörper von Dr. Walter F. Wislicenus, Prof. an der Universität Straßburg. Mit 11 Abbildungen. Nr. 91.

Astronomie. Größe, Bewegung und Entfernung der Himmelskörper von A. F. Möbius, neubearb. von Dr. W. F. Wislicenus, Prof. an der Univ. Straßburg. Mit 36 Abbildungen und 1 Sternkarte. Nr. 11.

Geodäsie mit 66 Abbildungen von Dr. C. Reinhertz, Prof. an der Techn. Hochschule Hannover. Nr. 102.

Nautik. Kurzer Abriß des täglich an Bord von Handelsschiffen angewandten Teils der Schiffahrtskunde mit 56 Abbildungen von Dr. Franz Schulze, Direktor der Navigationsschule zu Lübeck. Nr. 84.

Geometrisches Zeichnen von H. Becker, Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule in Magdeburg, neu bearbeitet von Prof. J. Vonderlinn, Direktor der Kgl. Baugewerkschule zu Münster i. W. Mit 290 Figuren und 23 Tafeln im Text. Nr. 58.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung. Gleichzeitig macht die Verlagshandlung auf die „Sammlung Schubert", eine Sammlung mathematischer Lehrbücher, aufmerksam. Ein vollständiges Verzeichnis dieser Sammlung befindet sich am Schluß dieses Prospektes. Außerdem kann ein ausführlicher mathematischer Katalog der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung kostenfrei durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Naturwissenschaftliche Bibliothek.

Paläontologie und Abstammungslehre von Prof. Dr. Carl Diener in Wien. Mit 9 Abbildungen. Nr. 460.

Der menschliche Körper, sein Bau und seine Tätigkeiten, von E. Rebmann, Oberschulrat in Karlsruhe. Mit Gesundheitslehre von Dr. med. H. Seiler. Mit 47 Abbildungen und 1 Tafel. Nr. 18.

Urgeschichte der Menschheit von Dr. Moriz Hoernes, Prof. an der Universität Wien. Mit 53 Abbildungen. Nr. 42.

Völkerkunde von Dr. Michael Haberlandt, k. u. k. Kustos der ethnogr. Sammlung des naturhistor. Hofmuseums u. Privatdozent an der Universität Wien. Mit 51 Abbildungen. Nr. 73.

Tierkunde von Dr. Franz v. Wagner, Prof. an der Universität Graz. Mit 78 Abbildungen. Nr. 60.

Abriß der Biologie der Tiere von Dr. Heinrich Simroth, Professor an der Universität Leipzig. Nr. 131.

Tiergeographie von Dr. Arnold Jacobi, Prof. der Zoologie an der Kgl. Forstakademie zu Tharandt. Mit 2 Karten. Nr. 218.

Das Tierreich. I: Säugetiere, von Oberstudienrat Prof. Dr. Kurt Lampert, Vorsteher des Kgl. Naturalienkabinetts in Stuttgart. Mit 15 Abbild. Nr. 282.

— **III: Reptilien und Amphibien.** Von Dr. Franz Werner, Privatdozent an der Universität Wien. Mit 48 Abbildungen. Nr. 383.

— **IV: Fische,** von Dr. Max Rauther, Privatdozent der Zoologie an der Universität Gießen. Mit 37 Abbildungen. Nr. 356.

— **VI: Die wirbellosen Tiere** von Dr. Ludwig Böhmig, Prof. der Zoologie an der Universität Graz. I: Urtiere, Schwämme, Nesseltiere, Rippenquallen und Würmer. Mit 74 Figuren. Nr. 439.

Entwicklungsgeschichte der Tiere von Dr. Johs. Meisenheimer, Professor der Zoologie an der Universität Marburg. I: Furchung, Primitivanlagen, Larven, Formbildung, Embryonalhüllen. Mit 48 Fig. Nr. 378.

— II: Organbildung. Mit 46 Figuren. Nr. 379.

Schmarotzer und Schmarotzertum in der Tierwelt. Erste Einführung in die tierische Schmarotzerkunde von Dr. Franz v. Wagner, Professor an der Universität Graz. Mit 67 Abbildungen. Nr. 151.

Geschichte der Zoologie von Dr. Rud. Burckhardt, weil. Direktor der Zoologischen Station des Berliner Aquariums in Rovigno (Istrien). Nr. 357.

Die Pflanze, ihr Bau und ihr Leben von Professor Dr. E. Dennert in Godesberg. Mit 96 Abbildungen. Nr. 44.

Das Pflanzenreich. Einteilung des gesamten Pflanzenreichs mit den wichtigsten und bekanntesten Arten von Dr. F. Reinecke in Breslau und Dr. W. Migula, Prof. an der Forstakademie Eisenach. Mit 50 Fig. Nr. 122.

Pflanzenbiologie von Dr. W. Migula, Prof. an der Forstakademie Eisenach. Mit 50 Abbildungen. Nr. 127.

Pflanzengeographie von Prof. Dr. Ludwig Diels, Privatdoz. an der Univers. Berlin. Nr. 389.

Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen von Dr. W. Migula, Prof. an der Forstakademie Eisenach. Mit 50 Abbildungen. Nr. 141.

Die Pflanzenwelt der Gewässer von Dr. W. Migula, Prof. an der Forstakademie Eisenach. Mit 50 Abbildungen. Nr. 158.

Exkursionsflora von Deutschland zum Bestimmen der häufigeren in Deutschland wildwachsenden Pflanzen von Dr. W. Migula, Prof. an der Forstakademie Eisenach. 2 Teile. Mit 100 Abbildungen. Nr. 268, 269.

Die Nadelhölzer von Prof. Dr. F. W. Neger in Tharandt. Mit 85 Abbildungen, 5 Tabellen und 3 Karten. Nr. 355.

Nutzpflanzen von Prof. Dr. J. Behrens, Vorst. der Großh. landwirtschaftl. Versuchsanst. Augustenberg. Mit 53 Figuren. Nr. 123.

Das System der Blütenpflanzen mit Ausschluß der Gymnospermen von Dr. R. Pilger, Assistent am Kgl. Botanischen Garten in Berlin-Dahlem. Mit 31 Figuren. Nr. 393.

Pflanzenkrankheiten von Dr. Werner Friedrich Bruck in Gießen. Mit 1 farb. Tafel und 45 Abbildungen. Nr. 310.

Mineralogie von Dr. R. Brauns, Professor an d. Universität Bonn. Mit 130 Abbildungen. Nr. 29.

Geologie in kurzem Auszug für Schulen und zur Selbstbelehrung zusammengestellt von Prof. Dr. Eberh. Fraas in Stuttgart. Mit 16 Abbildungen und 4 Tafeln mit 51 Figuren. Nr. 13.

Paläontologie von Dr. Rud. Hoernes, Professor an der Universität Graz. Mit 87 Abbildungen. Nr. 95.

Petrographie von Dr. W. Bruhns, Professor an der Universität Straßburg i. E. Mit 15 Abbildungen. Nr. 173.

Kristallographie von Dr. W. Bruhns, Prof. an der Universität Straßburg. Mit 190 Abbildungen. Nr. 210.

Geschichte der Physik von A. Kistner, Prof. an der Großh. Realschule zu Sinsheim a. E. I: Die Physik bis Newton. Mit 13 Figuren. Nr. 293.

— II: Die Physik von Newton bis zur Gegenwart. Mit 3 Figuren. Nr. 294.

Theoretische Physik. I. Teil: Mechanik und Akustik. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. der Physik an der Technischen Hochschule in Wien. Mit 19 Abb. Nr. 76.

— II. Teil: Licht und Wärme. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. der Physik an der Technischen Hochschule in Wien. Mit 47 Abbildungen. Nr. 77.

— III. Teil: Elektrizität und Magnetismus. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. der Physik an der Technischen Hochschule in Wien. Mit 33 Abbild. Nr. 78.

— IV. Teil: Elektromagnetische Lichttheorie und Elektronik. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. der Physik an der Technischen Hochschule in Wien. Mit 21 Figuren. Nr. 374.

Radioaktivität von Wilh. Frommel. Mit 18 Figuren. Nr. 317.

Physikalische Messungsmethoden von Dr. Wilhelm Bahrdt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Groß-Lichterfelde. Mit 49 Figuren. Nr. 301.

Geschichte der Chemie von Dr. Hugo Bauer, Assistent am chem. Laboratorium der Kgl. Technischen Hochschule Stuttgart. I: Von den ältesten Zeiten bis zur Verbrennungstheorie von Lavoisier. Nr. 264.

— II: Von Lavoisier bis zur Gegenwart. Nr. 265.

Anorganische Chemie von Dr. Jos. Klein in Mannheim. Nr. 37.

Metalloide (Anorganische Chemie I. Teil) von Dr. Oskar Schmidt, dipl. Ingenieur, Assistent an der Kgl. Baugewerkschule in Stuttgart. Nr. 211.

Metalle (Anorganische Chemie II. Teil) von Dr. Oskar Schmidt, dipl. Ingenieur, Assistent an der Kgl. Baugewerkschule in Stuttgart. Nr. 212.

Organische Chemie von Dr. Jos. Klein in Mannheim. Nr. 38.

Chemie der Kohlenstoffverbindungen von Dr. Hugo Bauer, Assistent am chem. Laboratorium der Kgl. Techn. Hochschule Stuttgart. I. II: Aliphatische Verbindungen. 2 Teile. Nr. 191, 192.

— III: Karbocyklische Verbindungen. Nr. 193.

— IV: Heterocyklische Verbindungen. Nr. 194.

Analytische Chemie von Dr. Johannes Hoppe. I: Theorie und Gang der Analyse. Nr. 247.

— II: Reaktion der Metalloide und Metalle. Nr. 248.

Maßanalyse von Dr. Otto Röhm in Stuttgart. Mit 14 Fig. Nr. 221.

Technisch-Chemische Analyse von Dr. G. Lunge, Prof. an der Eidgen. Polytechn. Schule in Zürich. Mit 16 Abbildungen. Nr. 195.

Stereochemie von Dr. E. Wedekind, Professor an der Universität Tübingen. Mit 34 Abbildungen. Nr. 201.

Allgemeine und physikalische Chemie von Dr. Max Rudolphi, Professor an der Techn. Hochschule in Darmstadt. Mit 22 Figuren. Nr. 71.

Elektrochemie von Dr. Heinrich Danneel in Friedrichshagen. I. Teil: Theoretische Elektrochemie u. ihre physikal.-chemischen Grundlagen. Mit 18 Fig. Nr. 252.

— **II:** Experimentelle Elektrochemie, Meßmethoden, Leitfähigkeit, Lösungen. Mit 26 Figuren. Nr. 253.

Toxikologische Chemie von Privatdozent Dr. E. Mannheim in Bonn. Nr. 465.

Agrikulturchemie. I: Pflanzenernährung von Dr. Karl Grauer. Nr. 329.

Das agrikulturchemische Kontrollwesen v. Dr. Paul Krische in Göttingen. Nr. 304.

Agrikulturchemische Untersuchungsmethoden von Prof. Dr. Emil Haselhoff in Marburg (Bez. Kassel). Nr. 470.

Physiologische Chemie von Dr. med. A. Legahn in Berlin. **I:** Assimilation. Mit 2 Tafeln. Nr. 240.

— **II:** Dissimilation. Mit einer Tafel. Nr. 241.

Meteorologie von Dr. W. Trabert, Prof. an der Universität Innsbruck. Mit 49 Abbildungen und 7 Tafeln. Nr. 54.

Erdmagnetismus, Erdstrom und Polarlicht von Dr. A. Nippoldt jr., Mitglied des Königl. Preußischen Meteorologischen Instituts zu Potsdam. Mit 14 Abbildungen und 3 Tafeln. Nr. 175.

Astronomie. Größe, Bewegung und Entfernung der Himmelskörper von A. F. Möbius, neu bearb. von Dr. W. F. Wislicenus, Prof. an der Univ. Straßburg. Mit 36 Abbildungen und 1 Sternkarte. Nr. 11.

Astrophysik. Die Beschaffenheit der Himmelskörper von Dr. Walter F. Wislicenus, Prof. an der Univers. Straßburg. Mit 11 Abbildungen. Nr. 91.

Astronomische Geographie von Dr. Siegm. Günther, Prof. an der Techn. Hochschule in München. Mit 52 Abbildungen. Nr. 92.

Physische Geographie von Dr. Siegm. Günther, Prof. an der Königl. Techn. Hochschule in München. Mit 32 Abbildungen. Nr. 26.

Physische Meereskunde von Prof. Dr. Gerhard Schott, Abteilungsvorsteher an der Deutschen Seewarte in Hamburg. Mit 28 Abbildungen im Text und 8 Tafeln. Nr. 112.

Klimakunde I: Allgemeine Klimalehre von Prof. Dr. W. Köppen, Meteorologe der Seewarte Hamburg. Mit 7 Taf. u. 2 Fig. Nr. 114.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Physik.

Geschichte der Physik von A. Kistner, Professor an der Großh. Realschule zu Sinsheim a. E. **I:** Die Physik bis Newton. Mit 13 Fig. Nr. 293.

— **II:** Die Physik von Newton bis zur Gegenwart. Mit 13 Figuren. Nr. 294.

Theoretische Physik von Dr. Gustav Jäger, Prof. an der Technischen Hochschule in Wien. **I:** Mechanik und Akustik. Mit 19 Abbildungen. Nr. 76.

— **II:** Licht und Wärme. Mit 47 Abbildungen. Nr. 77.

— **III:** Elektrizität und Magnetismus. Mit 33 Abbildungen. Nr. 78.

— **IV:** Elektromagnetische Lichttheorie und Elektronik. Mit 21 Figuren. Nr. 374.

Radioaktivität von Wilh. Frommel. Mit 18 Figuren. Nr. 317.
Physikalische Messungsmethoden von Dr. Wilhelm Bahrdt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Groß-Lichterfelde. Mit 49 Figuren. Nr. 301.
Physikalische Aufgabensammlung von G. Mahler, Professor am Gymnasium in Ulm. Mit den Resultaten. Nr. 243.
Physikalisch-Chemische Rechenaufgaben von Prof. Dr. R. Abegg und Privatdozent Dr. O. Sackur, beide an der Universität Breslau. Nr. 445.
Physikalische Formelsammlung von G. Mahler, Professor am Gymnasium in Ulm. Nr. 136.
Vektoranalysis von Dr. Siegfr. Valentiner, Privatdozent für Physik an der Universität Berlin. Mit 11 Figuren. Nr. 351.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Chemie.

Geschichte der Chemie von Dr. Hugo Bauer, Assistent am chem. Laboratorium der Kgl. Technischen Hochschule Stuttgart. I: Von den ältesten Zeiten bis zur Verbrennungstheorie von Lavoisier. Nr. 264.
— II: Von Lavoisier bis zur Gegenwart. Nr. 265.
Anorganische Chemie von Dr. Jos. Klein in Mannheim. Nr. 37.
Metalloide (Anorganische Chemie I) von Dr. Oskar Schmidt, dipl. Ingenieur, Assistent an der Kgl. Baugewerkschule in Stuttgart. Nr. 211.
Metalle (Anorganische Chemie II) von Dr. Oskar Schmidt, dipl. Ingenieur, Assistent an der Kgl. Baugewerkschule in Stuttgart. Nr. 212.
Organische Chemie von Dr. Jos. Klein in Mannheim. Nr. 38.
Chemie der Kohlenstoffverbindungen von Dr. Hugo Bauer, Assistent am chem. Laboratorium der Kgl. Techn. Hochschule Stuttgart. I, II: Aliphatische Verbindungen. 2 Teile. Nr. 191, 192.
— III: Karbocyklische Verbindungen. Nr. 193.
— IV: Heterocyklische Verbindungen. Nr. 194.
Analytische Chemie von Dr. Johannes Hoppe. I: Theorie und Gang der Analyse. Nr. 247.
— II: Reaktion der Metalloide und Metalle. Nr. 248.
Maßanalyse von Dr. Otto Röhm in Stuttgart. Mit 14 Fig. Nr. 221.
Technisch-Chemische Analyse von Dr. G. Lunge, Professor an der Eidgenöss. Polytechn. Schule in Zürich. Mit 16 Abbildungen. Nr. 195.
Stereochemie von Dr. E. Wedekind, Professor an der Universität Tübingen. Mit 34 Abbildungen. Nr. 201.
Allgemeine und physikalische Chemie von Dr. Max Rudolphi, Professor an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Mit 22 Fig. Nr. 71.
Elektrochemie von Dr. Heinrich Danneel in Friedrichshagen. I. Teil: Theoretische Elektrochemie u. ihre physikalisch-chemischen Grundlagen. Mit 18 Fig. Nr. 252.
— II: Experimentelle Elektrochemie, Meßmethoden, Leitfähigkeit, Lösungen. Mit 26 Figuren. Nr. 253.
Agrikulturchemie I: Pflanzenernährung von Dr. Karl Grauer. Nr. 329.
Das agrikulturchemische Kontrollwesen v. Dr. Paul Krische in Göttingen. Nr. 304.
Physiologische Chemie von Dr. med. A. Legahn in Berlin. I: Assimilation. Mit 2 Tafeln. Nr. 240.
— II: Dissimilation. Mit 1 Tafel. Nr. 241.

Physikalisch-Chemische Rechenaufgaben von Prof. Dr. R. Abegg und Privatdozent Dr. O. Sackur, beide an der Universität Breslau. Nr. 445.

Stöchiometrische Aufgabensammlung von Dr. Wilhelm Bahrdt, Oberlehrer an der Oberrealschule in Groß-Lichterfelde. Mit den Resultaten. Nr. 452.

☞ Siehe auch „Technologie". Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Technologie.

Chemische Technologie.

Allgemeine chemische Technologie v. Dr. Gust. Rauter in Charlottenburg. Nr. 113.

Die Fette und Öle sowie die **Seifen- und Kerzenfabrikation** und die **Harze, Lacke, Firnisse** mit ihren wichtigsten Hilfsstoffen von Dr. Karl Braun.

I: Einführung in die Chemie, Besprechung einiger Salze und die Fette und Öle. Nr. 335.

— II: Die Seifenfabrikation, die Seifenanalyse und die Kerzenfabrikation. Mit 25 Abbildungen. Nr. 336.

— III: Harze, Lacke, Firnisse. Nr. 337.

Ätherische Öle und Riechstoffe von Dr. F. Rochussen in Miltitz. Mit 9 Abbildungen. Nr. 446.

Wasser und Abwässer von Prof. Dr. Emil Haselhoff in Marburg (Hessen). Nr. 473.

Die Explosivstoffe. Einführung in die Chemie der explosiven Vorgänge von Dr. H. Brunswig in Neubabelsberg. Mit 16 Abbildungen. Nr. 333.

Brauereiwesen I: Mälzerei von Dr. Paul Dreverhoff, Direktor der Brauer- und Mälzerschule in Grimma. Mit 16 Abbildungen. Nr. 303.

Das Wasser und seine Verwendung in Industrie und Gewerbe von Dipl.-Ing. Dr. Ernst Leher. Mit 15 Abbildungen. Nr. 261.

Anorganische chemische Industrie von Dr. Gust. Rauter in Charlottenburg.

I: Die Leblancsodaindustrie und ihre Nebenzweige. Mit 12 Tafeln. Nr. 205.

—II: Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. Mit 6 Taf. Nr. 206.

— III: Anorganische Chemische Präparate. Mit 6 Tafeln. Nr. 207.

Metallurgie von Dr. Aug. Geitz in München. 2 Bde. Mit 21 Fig. Nr. 313, 314.

Die Industrie der Silikate, der künstlichen Bausteine und des Mörtels von Dr. Gustav Rauter. I: Glas- und keramische Industrie. Mit 12 Taf. Nr. 233.

— II: Die Industrie der künstlichen Bausteine und des Mörtels. Mit 12 Taf. Nr. 234.

Die Teerfarbstoffe mit besonderer Berücksichtigung der synthetischen Methoden von Dr. Hans Bucherer, Prof. a. d. Kgl. Techn. Hochschule Dresden. Nr. 214.

Mechanische Technologie.

Mechanische Technologie von Geh. Hofrat Prof. A. Lüdicke in Braunschweig. Nr. 340, 341.

Textil-Industrie I: Spinnerei und Zwirnerei von Prof. Max Gürtler, Geh. Regierungsrat im Königl. Landesgewerbeamt zu Berlin. Mit 39 Fig. Nr. 184.

— II: Weberei, Wirkerei, Posamentiererei, Spitzen- und Gardinenfabrikation und Filzfabrikation von Prof. Max Gürtler, Geh. Regierungsrat im Königl. Landesgewerbeamt zu Berlin. Mit 27 Figuren. Nr. 185.

— III: Wäscherei, Bleicherei, Färberei und ihre Hilfsstoffe von Dr. Wilh. Massot, Lehrer an der Preuß. höh. Fachschule für Textil-Industrie in Krefeld. Mit 28 Figuren. Nr. 186.

Das Holz. Aufbau, Eigenschaften und Verwendung. Von Prof. Herm. Wilda in Bremen. Mit 33 Abbildungen. Nr. 459.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zu den Ingenieurwissenschaften.

Das Rechnen in der Technik u. seine Hilfsmittel (Rechenschieber, Rechentafeln, Rechenmaschinen usw.) von Ingenieur Joh. Eugen Mayer in Karlsruhe i. B. Mit 30 Abb. Nr. 405.

Materialprüfungswesen. Einführung in die moderne Technik der Materialprüfung von K. Memmler, Diplom-Ingenieur, ständ. Mitarbeiter am Kgl. Materialprüfungsamte zu Groß-Lichterfelde. I: Materialeigenschaften. — Festigkeitsversuche. — Hilfsmittel für Festigkeitsversuche. Mit 58 Figuren. Nr. 311.

— II: Metallprüfung und Prüfung von Hilfsmaterialien des Maschinenbaues. — Baumaterialprüfung. — Papierprüfung. — Schmiermittelprüfung. — Einiges über Metallographie. Mit 31 Figuren. Nr. 312.

Metallographie. Kurze, gemeinfaßliche Darstellung der Lehre von den Metallen und ihren Legierungen, unter besonderer Berücksichtigung der Metallmikroskopie von Prof. E. Heyn und Prof. O. Bauer am Kgl. Materialprüfungsamt (Groß-Lichterfelde) der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin. I: Allgemeiner Teil. Mit 45 Abbildungen im Text und 5 Lichtbildern auf 3 Tafeln. Nr. 432.

— II: Spezieller Teil. Mit 49 Abbildungen im Text und 37 Lichtbildern auf 19 Tafeln. Nr. 433.

Statik. I: Die Grundlehren der Statik starrer Körper von W. Hauber, Diplom-Ingenieur. Mit 82 Figuren. Nr. 178.

— II: Angewandte Statik. Mit 61 Figuren. Nr. 179.

Festigkeitslehre von W. Hauber, Diplom-Ingenieur. Mit 56 Figuren. Nr. 288.

Hydraulik v. W. Hauber, Diplom-Ingenieur in Stuttgart. Mit 44 Fig. Nr. 397.

Geometrisches Zeichnen von H. Becker, Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule in Magdeburg, neubearbeitet von Professor J. Vonderlinn in Münster. Mit 290 Figuren und 23 Tafeln im Text. Nr. 58.

Schattenkonstruktionen von Prof. J. Vonderlinn in Münster. Mit 114 Fig. Nr. 236.

Parallelperspektive. Rechtwinklige und schiefwinklige Axonometrie von Prof. J. Vonderlinn in Münster. Mit 121 Figuren. Nr. 260.

Zentral-Perspektive von Architekt Hans Freyberger, neu bearbeitet von Prof. J. Vonderlinn, Direktor der Kgl. Baugewerkschule in Münster i. W. Mit 132 Figuren. Nr. 57.

Technisches Wörterbuch, enthaltend die wichtigsten Ausdrücke des Maschinenbaues, Schiffbaues und der Elektrotechnik von Erich Krebs in Berlin.

I. Teil: Deutsch-Englisch. Nr. 395.

— II. Teil: Englisch-Deutsch. Nr. 396.

— III. Teil: Deutsch-Französisch. Nr. 453.

Elektrotechnik. Einführung in die moderne Gleich- und Wechselstromtechnik von J. Herrmann, Professor an der Königlich Technischen Hochschule Stuttgart. I: Die physikalischen Grundlagen. Mit 42 Fig. u. 10 Tafeln. Nr. 196.

— II: Die Gleichstromtechnik. Mit 103 Figuren und 16 Tafeln. Nr. 197.

— III: Die Wechselstromtechnik. Mit 109 Figuren. Nr. 198.

Die Gleichstrommaschine von C. Kinzbrunner, Ingenieur u. Dozent für Elektrotechnik a. d. Municipal School of Technology in Manchester. Mit 78 Fig. Nr. 257.

Ströme und Spannungen von Dipl.-Elektroingenieur Herzog in Budapest und Prof. Feldmann in Delft. Mit 68 Figuren. Nr. 456.

Das Fernsprechwesen von Dr. Ludwig Rellstab in Berlin. Mit 47 Figuren und 1 Tafel. Nr. 155.

Die elektrische Telegraphie von Dr. Ludwig Rellstab. Mit 19 Figuren. Nr. 172.

Maurer- u. Steinhauerarbeiten von Prof. Dr. phil. u. Dr.-Ing. Eduard Schmitt in Darmstadt. 3 Bändchen. Mit vielen Abbildungen. Nr. 419—421.

Eisenkonstruktionen im Hochbau. Kurzgefaßtes Handbuch mit Beispielen von Ingenieur Karl Schindler in Meißen. Mit 115 Figuren. Nr. 322.

Vermessungskunde von Dipl.-Ingenieur Oberlehrer F. Werkmeister. 2 Bändchen. Nr. 468, 469.

Der Eisenbetonbau von Reg.-Baumeister Karl Rößle in Berlin-Steglitz. Mit 77 Abbildungen. Nr. 349.

Heizung und Lüftung von Ingenieur Johannes Körting, Direktor der Akt.-Ges. Gebrüder Körting in Düsseldorf. I: Das Wesen und die Berechnung der Heizungs- und Lüftungsanlagen. Mit 34 Figuren. Nr. 342.

— II: Die Ausführung der Heizungs- und Lüftungsanlagen. Mit 191 Fig. Nr. 343.

Gas- und Wasserinstallationen mit Einschluß der Abortanlagen von Professor Dr. phil. u. Dr.-Ing. Eduard Schmitt in Darmstadt. Mit 119 Abbild. Nr. 412.

Das Veranschlagen im Hochbau. Kurzgefaßtes Handbuch über das Wesen des Kostenanschlages von Emil Beutinger, Architekt B.D.A., Assistent an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Mit vielen Figuren. Nr. 385.

Bauführung. Kurzgefaßtes Handbuch über das Wesen der Bauführung von Architekt Emil Beutinger, Assistent an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Mit 25 Figuren und 11 Tabellen. Nr. 399.

Öffentliche Bade- und Schwimmanstalten von Dr. Karl Wolff, Stadt-Oberbaurat in Hannover. Mit 50 Fig. Nr. 380.

Die Baukunst des Schulhauses von Prof. Dr.-Ing. Ernst Vetterlein in Darmstadt. I: Das Schulhaus. Mit 38 Abbildungen. Nr. 443.

— II: Die Schulräume. — Die Nebenanlagen. Mit 31 Abbildungen. Nr. 444.

Die Maschinenelemente. Kurzgefaßtes Lehrbuch mit Beispielen für das Selbststudium und den praktischen Gebrauch von Friedrich Barth, Oberingenieur in Nürnberg. Mit 86 Figuren. Nr. 3.

Eisenhüttenkunde von A. Krauß, diplomierter Hütteningenieur. I: Das Roheisen. Mit 17 Figuren und 4 Tafeln. Nr. 152.

— II: Das Schmiedeisen. Mit 25 Figuren und 5 Tafeln. Nr. 153.

Technische Wärmelehre (Thermodynamik) von K. Walther und M. Röttinger, Diplom-Ingenieuren. Mit 54 Figuren. Nr. 242.

Die Dampfmaschine. Kurzgefaßtes Lehrbuch mit Beispielen für das Selbststudium und den praktischen Gebrauch von Friedrich Barth, Oberingenieur in Nürnberg. Mit 48 Figuren. Nr. 8.

Die Dampfkessel. Kurzgefaßtes Lehrbuch mit Beispielen für das Selbststudium und den praktischen Gebrauch von Friedrich Barth, Oberingenieur in Nürnberg. Mit 67 Figuren. Nr. 9.

Die Gaskraftmaschinen. Kurzgefaßte Darstellung der wichtigsten Gasmaschinen-Bauarten v. Ingenieur Alfred Kirschke in Halle a. S. Mit 55 Figuren. Nr. 316.

Die Dampfturbinen, ihre Wirkungsweise und Konstruktion von Ingenieur Hermann Wilda, Professor am staatl. Technikum in Bremen. Mit 104 Abbildungen. Nr. 274.

Die zweckmäßigste Betriebskraft von Friedrich Barth, Oberingenieur in Nürnberg. I: Die mit Dampf betriebenen Motoren nebst 22 Tabellen über ihre Anschaffungs- und Betriebskosten. Mit 14 Abbildungen. Nr. 224.

— II: Verschiedene Motoren nebst 22 Tabellen über ihre Anschaffungs- und Betriebskosten. Mit 29 Abbildungen. Nr. 225.

Die Hebezeuge, ihre Konstruktion und Berechnung von Ingenieur Hermann Wilda, Prof. am staatl. Technikum in Bremen. Mit 399 Abbildungen. Nr. 414.

Pumpen, hydraulische und pneumatische Anlagen. Ein kurzer Überblick von Regierungsbaumeister Rudolf Vogdt, Oberlehrer an der Königl. höheren Maschinenbauschule in Posen. Mit 59 Abbildungen. Nr. 290.

Die landwirtschaftlichen Maschinen von Karl Walther, Diplom-Ingenieur in Mannheim. 3 Bändchen. Mit vielen Abbildungen. Nr. 407—409.

Nautik. Kurzer Abriß des täglich an Bord von Handelsschiffen angewandten Teils der Schiffahrtskunde. Von Dr. Franz Schulze, Direktor der Navigationsschule zu Lübeck. Mit 56 Abbildungen. Nr. 84.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zu den Rechts- u. Staatswissenschaften.

Allgemeine Rechtslehre von Dr. Th. Sternberg, Privatdozent an der Univers. Lausanne. I: Die Methode. Nr. 169.

— II: Das System. Nr. 170.

Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches. Erstes Buch: Allgemeiner Teil. Von Dr. Paul Oertmann, Prof. an der Universität Erlangen. I: Einleitung — Lehre von den Personen und von den Sachen. Nr. 447.

— II: Erwerb und Verlust, Geltendmachung und Schutz der Rechte. Nr. 448.

— Zweites Buch: Schuldrecht. Von Dr. Paul Oertmann, Professor an der Universität Erlangen. I. Abteilung: Allgemeine Lehren. Nr. 323.

— II. Abteilung: Die einzelnen Schuldverhältnisse. Nr. 324.

— Viertes Buch: Familienrecht von Dr. Heinrich Titze, Professor an der Univ. Göttingen. Nr. 305.

Deutsches Zivilprozeßrecht von Professor Dr. Wilhelm Kisch in Straßburg i. E. 3 Bände. Nr. 428—430.

Handelsrecht von Prof. Dr. Carl Lehmann in Rostock. Zwei Bändchen. Nr. 457, 458.

Das deutsche Seerecht von Dr. Otto Brandis, Oberlandesgerichtsrat in Hamburg. 2 Bände. Nr. 386, 387.

Postrecht von Dr. Alfred Wolcke, Postinspektor in Bonn. Nr. 425.

Allgemeine Staatslehre von Dr. Hermann Rehm, Prof. an der Universität Straßburg i. E. Nr. 358.

Allgemeines Staatsrecht von Dr. Julius Hatschek, Prof. der Rechte an der Kgl. Akademie in Posen. 3 Bändchen. Nr. 415—417.

Preußisches Staatsrecht von Dr. Fritz Stier-Somlo, Prof. an der Univers. Bonn. 2 Teile. Nr. 298, 299.

Kirchenrecht von Dr. Emil Sehling, ord. Prof. der Rechte in Erlangen. Nr. 377.

Das deutsche Urheberrecht an literarischen, künstlerischen und gewerblichen Schöpfungen, mit besonderer Berücksichtigung der internationalen Verträge von Dr. Gustav Rauter, Patentanwalt in Charlottenburg. Nr. 263.

Der internationale gewerbliche Rechtsschutz von J. Neuberg, Kaiserl. Regierungsrat, Mitglied des Kaiserl. Patentamts zu Berlin. Nr. 271.

Das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie von Staatsanwalt Dr. J. Schlittgen in Chemnitz. Nr. 361.

Das Warenzeichenrecht. Nach dem Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen vom 12. Mai 1894 von J. Neuberg, Kaiserl. Regierungsrat, Mitglied des Kaiserl. Patentamtes zu Berlin. Nr. 360.

Der unlautere Wettbewerb von Rechtsanwalt Dr. Martin Wassermann in Hamburg. Nr. 339.

Deutsches Kolonialrecht von Dr. H. Edler v. Hoffmann, Professor an der Kgl. Akademie Posen. Nr. 318.

Militärstrafrecht von Dr. Max Ernst Mayer, Prof. an der Universität Straßburg i. E. 2 Bände. Nr. 371, 372.

Deutsche Wehrverfassung von Kriegsgerichtsrat Carl Endres i. Würzburg. Nr. 401.

Forensische Psychiatrie von Prof. Dr. W. Weygandt, Direktor der Irrenanstalt Friedrichsberg in Hamburg. 2 Bändchen. Nr. 410 u. 411.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Volkswirtschaftliche Bibliothek.

Volkswirtschaftslehre von Dr. Carl Johs. Fuchs, Professor an der Universität Tübingen. Nr. 133.

Volkswirtschaftspolitik von Präsident Dr. R. van der Borght in Berlin. Nr. 177.

Gewerbewesen von Dr. Werner Sombart, Professor an der Handelshochschule Berlin. 2 Bände. Nr. 203, 204.

Das Genossenschaftswesen in Deutschland. Von Dr. Otto Lindecke, Sekretär des Hauptverbandes deutscher gewerblicher Genossenschaften. Nr. 384.

Das Handelswesen von Dr. Wilh. Lexis, Professor an der Universität Göttingen. I: Das Handelspersonal und der Warenhandel. Nr. 296.

— II. Die Effektenbörse und die innere Handelspolitik. Nr. 297.

Auswärtige Handelspolitik von Dr. Heinrich Sieveking, Professor an der Universität Zürich. Nr. 245.

Das Versicherungswesen von Dr. jur. Paul Moldenhauer, Dozent der Versicherungswissenschaft an der Handelshochschule Köln. Nr. 262.

Die gewerbliche Arbeiterfrage von Dr. Werner Sombart, Professor an der Handelshochschule Berlin. Nr. 209.

Die Arbeiterversicherung von Professor Dr. Alfred Manes in Berlin. Nr. 267.

Finanzwissenschaft von Präsident Dr. R. van der Borght in Berlin. I. Allgemeiner Teil. Nr. 148.

— II. Besonderer Teil (Steuerlehre). Nr. 391.

Die Entwicklung der Reichsfinanzen von Präsident Dr. R. van der Borght in Berlin. Nr. 427.

Die Steuersysteme des Auslandes von Geh. Oberfinanzrat O. Schwarz in Berlin. Nr. 426.

Die Finanzsysteme der Großmächte. (Internationales Staats- und Gemeinde-Finanzwesen.) Von O. Schwarz, Geh. Oberfinanzrat in Berlin. Zwei Bändchen. Nr. 450, 451.

Soziologie von Prof. Dr. Thomas Achelis in Bremen. Nr. 101.

Die Entwicklung der sozialen Frage von Prof. Dr. Ferd. Tönnies in Eutin. Nr. 353.

Armenwesen und Armenfürsorge. Einführung in die soziale Hilfsarbeit von Dr. Adolf Weber, Professor an der Handelshochschule in Köln. Nr. 346.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Theologische und religionswissenschaftliche Bibliothek.

Die Entstehung des Alten Testaments von Lic. Dr. W. Staerk, Professor an der Universität in Jena. Nr. 272.

Alttestamentliche Religionsgeschichte von D. Dr. Max Löhr, Professor an der Universität Breslau. Nr. 292.

Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit von Lic. Dr. J. Benzinger. Nr. 231.

Landes- u. Volkskunde Palästinas von Lic. Dr. Gustav Hölscher in Halle. Mit 8 Vollbildern und 1 Karte. Nr. 345.

Die Entstehung d. Neuen Testaments v. Prf. Lic. Dr. Carl Clemen in Bonn. Nr. 285.

Die Entwicklung der christlichen Religion innerhalb des Neuen Testaments von Prof. Lic. Dr. Carl Clemen in Bonn. Nr. 388.

Neutestamentliche Zeitgeschichte von Lic. Dr. W. Staerk, Professor an der Universität in Jena. I: Der historische u. kulturgeschichtliche Hintergrund des Urchristentums. Nr. 325.

— II: Die Religion des Judentums im Zeitalter des Hellenismus und der Römerherrschaft. Nr. 326.

Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft von Prof. Dr. Th. Achelis in Bremen. Nr. 208.

Indische Religionsgeschichte von Prof. Dr. Edmund Hardy. Nr. 83.

Buddha von Professor Dr. Edmund Hardy. Nr. 174.

Griechische und römische Mythologie von Dr. Hermann Steuding, Rektor des Gymnasiums in Schneeberg. Nr. 27.

Germanische Mythologie von Dr. E. Mogk, Prof. an der Univ. Leipzig. Nr. 15.

Die deutsche Heldensage von Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Professor an der Universität Münster. Nr. 32.

Die Religionen der Naturvölker im Umriß von Dr. Thomas Achelis, weiland Professor in Bremen. Nr. 449.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Pädagogische Bibliothek.

Pädagogik im Grundriß von Professor Dr. W. Rein, Direktor des Pädagogischen Seminars an der Universität in Jena. Nr. 12.

Geschichte der Pädagogik von Oberlehrer Dr. H. Weimer in Wiesbaden. Nr. 145.

Schulpraxis. Methodik der Volksschule von Dr. R. Seyfert, Seminardirektor in Zschopau. Nr. 50.

Zeichenschule von Professor K. Kimmich in Ulm. Mit 18 Tafeln in Ton-, Farben- u. Golddruck u. 200 Voll- u. Textbildern. Nr. 39.

Bewegungsspiele von Dr. E. Kohlrausch, Prof. am Kgl. Kaiser Wilhelms-Gymnasium zu Hannover. Mit 14 Abbildungen. Nr. 96.

Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart von Dr. Paul Stötzner, Gymnasialoberlehrer in Zwickau. Nr. 130.

Geschichte des deutschen Unterrichtswesens von Professor Dr. Friedrich Seiler, Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Luckau. I: Von Anfang an bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Nr. 275.

— II: Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Nr. 276.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen nach seiner geschichtlichen Entwicklung und in seiner gegenwärtigen Gestalt von H. Siercks, Direktor der städt. Fortbildungsschulen in Heide i. Holstein. Nr. 392.

Die deutsche Schule im Auslande von Hans Amrhein, Direktor der deutschen Schule in Lüttich. Nr. 259.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Kunst.

Geschichte der Malerei I. II. III. IV. V. von Dr. Rich. Muther, Prof. an der Universität Breslau. Nr. 107—111.

Stilkunde von Prof. Karl Otto Hartmann in Stuttgart. Mit 7 Vollbildern und 195 Textillustrationen. Nr. 80.

Die Baukunst des Abendlandes von Dr. K. Schäfer, Assistent am Gewerbemuseum in Bremen. Mit 22 Abbildungen. Nr. 74.

Die Plastik des Abendlandes von Dr. Hans Stegmann, Direktor des Bayr. Nationalmuseums in München. Mit 23 Tafeln. Nr. 116.

Die Plastik seit Beginn des 19. Jahrhunderts von A. Heilmeyer in München. Mit 41 Vollbildern auf amerikanischem Kunstdruckpapier. Nr. 321.

Die graphischen Künste v. Carl Kampmann, k. k. Lehrer an der k. k. Graphischen Lehr- u. Versuchsanstalt in Wien. Mit zahlreichen Abbild. u. Beilagen. Nr. 75.

Die Photographie von H. Keßler, Prof. an der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Mit 4 Tafeln und 52 Abbildungen. Nr. 94.

☛ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Musik.

Allgemeine Musiklehre von Stephan Krehl in Leipzig. Nr. 220.

Musikalische Akustik von Dr. Karl L. Schäfer, Dozent an der Universität Berlin. Mit 35 Abbildungen. Nr. 21.

Harmonielehre von A. Halm. Mit vielen Notenbeilagen. Nr. 120.

Musikalische Formenlehre (Kompositionslehre) von Stephan Krehl. I. II. Mit vielen Notenbeispielen. Nr. 149, 150.

Kontrapunkt. Die Lehre von der selbständigen Stimmführung von Stephan Krehl in Leipzig. Nr. 390.

Fuge. Erläuterung und Anleitung zur Komposition derselben von Stephan Krehl in Leipzig. Nr. 418.

Instrumentenlehre von Musikdirektor Franz Mayerhoff in Chemnitz. I: Text. II: Notenbeispiele. Nr. 437, 438.
Musikästhetik von Dr. K. Grunsky in Stuttgart. Nr. 344.
Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik von Dr. A. Möhler. Mit zahlreichen Abbildungen und Musikbeilagen. I. II. Nr. 121, 347.
Musikgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts v. Dr. K. Grunsky i. Stuttgart. Nr. 239.
— **des 19. Jahrhunderts** von Dr. K. Grunsky in Stuttgart. I. II. Nr. 164, 165.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Bibliothek zur Land- und Forstwirtschaft.

Ackerbau- und Pflanzenbaulehre von Dr. Paul Rippert in Berlin und Ernst Langenbeck in Bochum. Nr. 232.
Landwirtschaftliche Betriebslehre von Ernst Langenbeck in Bochum. Nr. 227.
Allgemeine und spezielle Tierzuchtlehre von Dr. Paul Rippert in Berlin. Nr. 228.
Agrikulturchemie I: Pflanzenernährung von Dr. Karl Grauer. Nr. 329.
Bodenkunde von Dr. P. Vageler in Königsberg i. Pr. Nr. 455.
Das agrikulturchemische Kontrollwesen v. Dr. Paul Krische in Göttingen. Nr. 304.
Fischerei und Fischzucht von Dr. Karl Eckstein, Prof. an der Forstakademie Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens. Nr. 159.
Forstwissenschaft von Dr. Ad. Schwappach, Prof. an der Forstakadem. Eberswalde, Abteilungsdirigent bei der Hauptstation d. forstlichen Versuchswesens. Nr. 106.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Handelswissenschaftliche Bibliothek.

Buchführung in einfachen und doppelten Posten von Prof. Robert Stern, Oberlehrer der Öffentlichen Handelslehranstalt und Dozent der Handelshochschule zu Leipzig. Mit Formularen. Nr. 115.
Deutsche Handelskorrespondenz von Prof. Th. de Beaux, Offizier de l'Instruction Publique, Oberlehrer a. D. an der Öffentlichen Handelslehranstalt und Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig. Nr. 182.
Französische Handelskorrespondenz von Professor Th. de Beaux, Offizier de l'Instruction Publique, Oberlehrer a. D. an der Öffentlichen Handelslehranstalt und Lektor an der Handelshochschule zu Leipzig. Nr. 183.
Englische Handelskorrespondenz von E. E. Whitfield, M.-A., Oberlehrer am King Edward VII Grammar School in Kings Lynn. Nr. 237.
Italienische Handelskorrespondenz von Professor Alberto de Beaux, Oberlehrer am Königlichen Institut SS. Annunziata zu Florenz. Nr. 219.
Spanische Handelskorrespondenz v. Dr. Alfredo Nadal de Mariezcurrena. Nr. 295.
Russische Handelskorrespondenz von Dr. Th. v. Kawraysky in Leipzig. Nr. 315.
Kaufmännisches Rechnen von Prof. Richard Just, Oberlehrer an d. Öffentlichen Handelslehranstalt der Dresdener Kaufmannschaft. 3 Bde. Nr. 139, 140, 187.

Warenkunde von Dr. Karl Hassack, Professor an der Wiener Handelsakademie.
I: Unorganische Waren. Mit 40 Abbildungen. Nr. 222.
— II: Organische Waren. Mit 36 Abbildungen. Nr. 223.
Drogenkunde von Rich. Dorstewitz in Leipzig und Georg Ottersbach in Hamburg. Nr. 413.
Maß-, Münz- und Gewichtswesen von Dr. Aug. Blind, Professor an der Handelsschule in Köln. Nr. 283.
Das Wechselwesen von Rechtsanwalt Dr. Rudolf Mothes in Leipzig. Nr. 103.

☞ Weitere Bände sind in Vorbereitung. Siehe auch „Volkswirtschaftliche Bibliothek". Ein ausführliches Verzeichnis der außerdem im Verlage der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung erschienenen handelswissenschaftlichen Werke kann durch jede Buchhandlung kostenfrei bezogen werden.

Militärwissenschaftliche Bibliothek.

Das moderne Feldgeschütz. I: Die Entwicklung des Feldgeschützes seit Einführung des gezogenen Infanteriegewehrs bis einschließlich der Erfindung des rauchlosen Pulvers, etwa 1850—1890, v. Oberstleutnant W. Heydenreich, Militärlehrer an der Militärtechn. Akademie in Berlin. Mit 1 Abbild. Nr. 306.
— II: Die Entwicklung des heutigen Feldgeschützes auf Grund der Erfindung des rauchlosen Pulvers, etwa 1890 bis zur Gegenwart, von Oberstleutnant W. Heydenreich, Militärlehrer an der Militärtechn. Akademie in Berlin. Mit 11 Abbildungen. Nr. 307.
Die modernen Geschütze der Fußartillerie. I: Vom Auftreten der gezogenen Geschütze bis zur Verwendung des rauchschwachen Pulvers 1850—1890 von Mummenhoff, Major beim Stabe des Fußartillerie-Regiments, Generalfeldzeugmeister (Brandenburgisches Nr. 3). Mit 50 Textbildern. Nr. 334.
— II: Die Entwicklung der heutigen Geschütze der Fußartillerie seit Einführung des rauchschwachen Pulvers 1890 bis zur Gegenwart. Mit 33 Textbildern. Nr. 362.
Die Entwicklung der Handfeuerwaffen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und ihr heutiger Stand von G. Wrzodek, Oberleutnant im Inf.-Regt. Freiherr Hiller von Gärtringen (4. Posensches) Nr. 59 und Assistent der Königl. Gewehrprüfungskommission. Mit 21 Abbildungen. Nr. 366.
Militärstrafrecht von Dr. Max Ernst Mayer, Prof. an der Universität Straßburg i. E. 2 Bände. Nr. 371, 372.
Deutsche Wehrverfassung von Karl Endres, Kriegsgerichtsrat bei dem Generalkommando des Kgl. bayr. II. Armeekorps in Würzburg. Nr. 401.
Die Entwicklung des Kriegsschiffbaues von Geh. Marine-Baurat Schiffbau-Direktor Schwarz in Kiel-Gaarden. Zwei Bändchen. Mit vielen Abbildungen. Nr. 471, 472.
Die Seemacht in der deutschen Geschichte von Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Ernst von Halle, Prof. an der Universität Berlin. Nr. 370.

LaG.Gr
P9624d

567555

Probst, Hans
Deutsche Redelehre. 3.verb.Aufl.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

GJG